

Wiener Stadt-Bibliothek.

2.

1796, 2

8918

A

1796

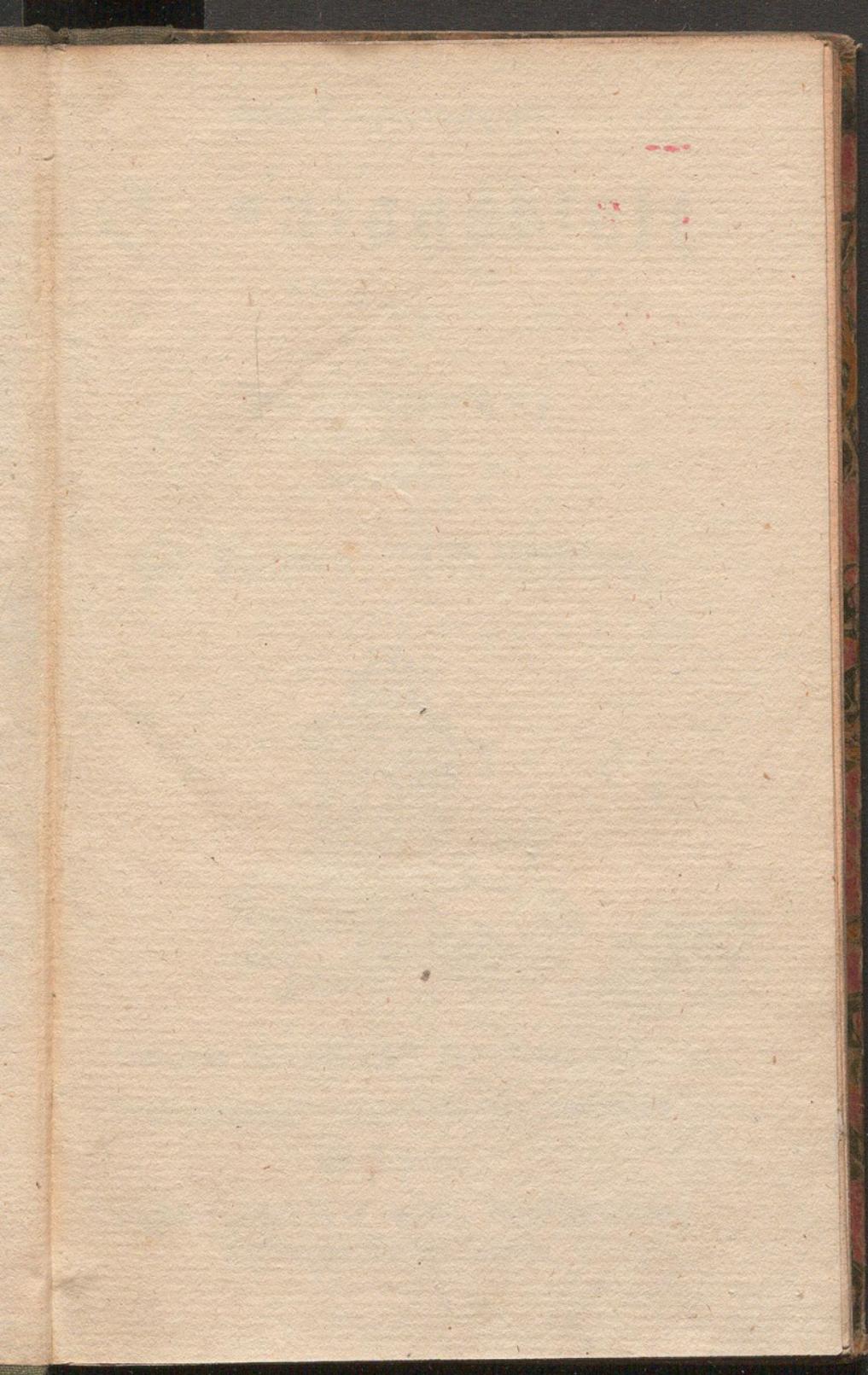


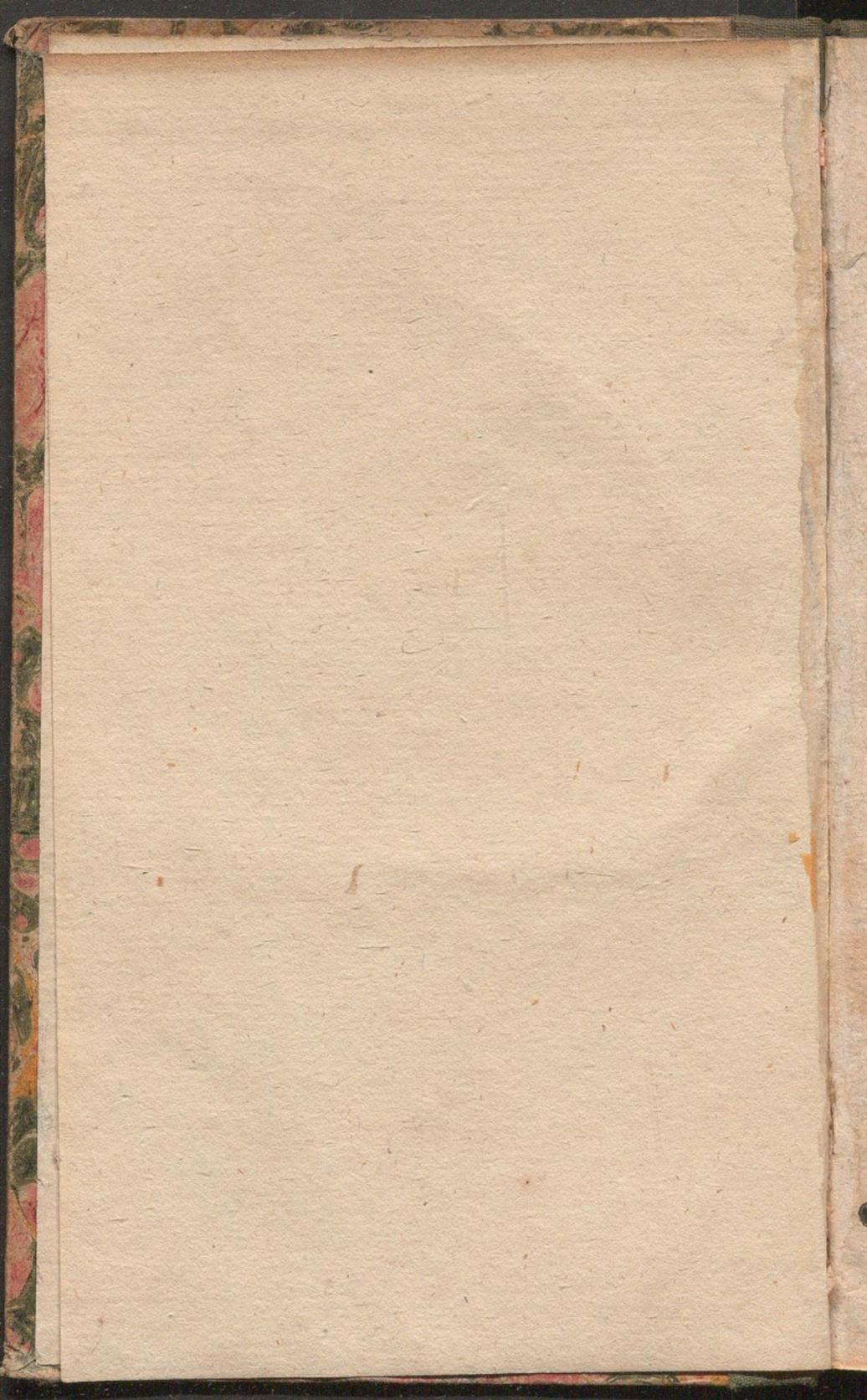
~~589~~

~~206~~

458

461





Sittlich - gemeinnütziges

Freitagblatt

für

Jedermann,

vorzüglich

für Aeltern, und Kinder.



B

Zweytes Bändchen für das Jahr 1796.

W i e n

Gedruckt in der k. k. privil. Taubstummen
Instituts - Buchdruckerey.

Der Tugend wollen wir uns weihn,
Und guten Lehren folgsam seyn,
Kein Tag des Lebens geh' vorbei,
Dass ich nicht weiser, besser sey.





Gottes Macht und Vorsehung:



Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke;
Herr ist sein Name, groß sind seine Werke
Und alle Himmel sein Gebiet.

Er will und spricht;
So sind und leben Welten:
Und winket er; so fallen diese Welten
Zurück wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid;
Er wählet stets das Beste,
Und herrscht als Gott, und seines Thrones
Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Was ist, und war
Im Himmel, Erd' und Meere,
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist mir nah,
Ich sehe, oder gehe;
A 2

Wenn ich aus Meer, wenn ich gen Himmel
 flöhe;
 So ist er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn,
 Kennt jeden Rath der Seele;
 Er weiß, wie oft ich Gutes thu' und fehle,
 Und eilt, mir gnädig beizustehn.

Er wog mir dar,
 Was er mir geben wollte,
 Schrieb in sein Buch, wie lang ich leben sollte,
 Da ich noch unbereit war.

Nichts, nichts ist mein,
 Das Gott nicht angehöre.
 Herr! immerdar soll deines Namens Ehre
 Dein Lob in meinem Munde seyn!

Wer kann die Pracht
 Von deinen Wundern fassen?
 Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
 Verkündigt seines Schöpfers Macht.

Der kleinste Halm
 Ist deiner Weisheit Spiegel;
 Und Meer und Luft, Gebirge, Thal und Hügel
 Sind stets dein Loblied und dein Psalm!

Du tränkst das Land,
 Belebst die grünen Weiden;

Und Nacht und Tag, und Korn, und Wein,
 und Freuden
 Empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
 Herr, ohne deinen Willen;
 Sollt ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
 Daß deine Hand mein Leben hält? —

Ist Gott mein Schutz,
 Will er mein Retter werden;
 So frag' ich nichts nach aller Welt Beschwer-
 den,
 Und biete selbst der Hölle Trug.

Das Brod.

* * * * *

Viele Kinder, besonders in großen Städten, wissen oft nicht einmal, wo das liebe Brod herkommt, und eben darum schätzen sie selbes, und auch den Bauersmann, der es im Schweiße seines Angesichtes erzeugt, nicht immer gehörig. Folgende Erzählung mag also auch in dieser Rücksicht nicht unnütze seyn.

Es war eben Mittag, und der Tisch schon schon gedeckt, als der gute Greis Philint

bemerkte, wie ungeduldig die Kinder auf das Essen warteten. „Es ist noch nicht fertig“, sagte er,“ aber sehet, das Brod ist schon vorgeschnitten. Da wir also noch etwas Zeit übrig haben; so will ich versuchen, dieses Brod, ehe ihr es zur Nahrung für den Leib genießet, erst zur Nahrung für eure Seele zu machen. —

Das klang den Kindern sehr fremde, und sie wurden auf der Stelle aufmerksam. Philint fuhr also weiter fort: „So viel wißet ihr doch schon, das Brod hier war erst Korn, und das Korn wuchs auf dem Felde. Aber ehe das Korn wachsen konnte, sind Menschen und Vieh beschäftigt gewesen, den Acker gehörig vorzubereiten. Er wurde gedüngt, gepflügt, gesäet und geegget, und dann zur Zeit der Aerndte mußte das Korn abgemähet, gesammelt, in Garben gebunden, auf Wagen geladen, eingefahren, in die Scheune gebracht, ausgedroschen, gereinigt, in Säcke geschüttet, in die Mühle gebracht, zu Mehl gemahlt, und endlich zu Brod gebacken werden. Bedenkt meine Kinder, wie viel Arbeit, Fleiß, und Mühe das alles gekostet hat! Wie viele Gedanken darauf gerichtet werden mußten, und von welchen Sorgen sich der arbeitssame Landmann oft Tag und Nacht beunruhigt fühlte! Denket ferner, wie viele Werkzeuge zu den verschiedenen Arbeiten gebraucht wurden. Eben diese Werkzeuge haben gleich

falls manchen Kopf und manche Hände beschäftigt, haben wieder viel Arbeit und Schweiß gekostet! Holzhauer, Fuhrmann, Wagner, Grobschmidt, Nagelschmidt, Sattler, Niesmer, Seiler, und andere Professionisten haben das ihrige beigetragen. Auch das Geld, welches für solche Werkzeuge bezahlt wurde, ist durch Fleiß erworben worden. Sehet auf diese Art sind also unzählige Hände und Köpfe der Menschen beschäftigt gewesen, damit ihr Brod zu essen habt. —

So bald die Saat in der Erde war, fieng die ganze Natur an, zum Gedeihn derselben zu wirken. Der Erdboden beförderte den Wachsthum, und ein ungeheurer Weltkörper, die Sonne, welche über eine Millionmal größer als unsre Erde ist, segnete aus einer Entfernung von beinahe zwanzig Millionen Meilen herab die wachsende Saat mit gedeihlichem Licht, und befruchtender Wärme. Die abwechselnde Luft, sanfte Winde, und heftige Stürme thaten ebenfalls ihre guten Dienste. Es mußten Dünste aufsteigen, und Wolken sich versammeln, um das nöthige Wasser durch den allesbelebenden Regen herbeizuschaffen. Wer weiß, in welchen fernen Ländern, und Meeren diese Wasserdüste aufstiegen, welche durch wohlthätige Winde bis in unsre Gegend getrieben wurden, um hier die Felder zu segnen? Die kühle Nacht beförderte den Thau eben

falls zur Erfrischung der Saat. Noch nicht genug! Zuweilen waren alle Elemente im Kampfe und Aufruhr, um auch dadurch zum Segen der Felder mitzuwirken, wie dieß während des Sommers in Gewittern öfters geschieht, welche, wenn sie gleich hie und da Schaden bringen, doch im Ganzen ungleich mehr Nutzen schaffen.

Seht, Kinder! so ist immer die ganze Natur des wohlthätigen Schöpfers in thätiger Bewegung, um euch Brod zu liefern. — Nun werdet ihr dasselbe doch vielleicht mit ganz anderen Augen betrachten, und ungleich höher schätzen, als etwa bisher? Möchtet ihr dabey euch selbst wichtiger zu werden anfangen! Brod nähret nur euren Leib; und doch setzt sich die ganze Natur in Thätigkeit, euch damit zu versorgen. Wenn nun der liebe Gott schon so große Anstalten bloß zu eurer Leibesnahrung macht; so soll euch ja dieß überzeugen, daß euch euer Schöpfer selbst nicht für unwichtig hält. Ehret euch also, als Lieblings-Geschöpfe eines so erhabenen allmächtigen Gottes, und erniedrigt euch niemals durch Thorheiten und Laster unter diese Würde. Nein, meine lieben Kinder, liebet dagegen immer die Tugend, heiligt euer Herz dem, der die ganze Natur zu eurem Segen wohlthätig wirken läßt, und fühlet euren Werth, eure Größe mit all der reinen Freude, welche Gott-liebende Seelen zu fühlen pflegen.

Um diese selige Freude noch vollkommener zu machen, sagt euch selbst öfters: Thut der liebe Gott schon zur Nahrung meines Leibes so erstaunlich viel, was wird er nicht erst an meiner Seele thun? Und was soll dann auch ich selbst thun, um diesen meinen unsterblichen Geist stets mehr auszubilden, zu veredeln, der Tugend einzuweihn, und einer ewigen Belohnung würdig zu machen? —

Endlich, lieben Kinder! lernet an dem Brod, das ihr täglich esset, daß auch ihr, indem euch Gott mit manchen Kräften begabt hat, im Gewissen verbunden seyd, zum Besten der Welt mitzuwirken. Ist doch die ganze Natur wirksam, euch Brod zu verschaffen; arbeiten ja doch zu diesem Zwecke viele tausend Menschenhände; und ihr wolltet müßig seyn, und nichts thun? In diesem Falle würde euch wahrlich die ganze Natur vor Gott als untaugliche ausgeartete Geschöpfe anklagen. Ihr würdet bey reiferer Ueberlegung keinen Bissen Brod mehr ruhig genießen können, ohne eure Unwürdigkeit zu fühlen, und euch im Gewissen die bittersten Vorwürfe zu machen. Arbeitet also, meine Lieben! schaffet Gutes, wirket mit euren Kräften etwas Nütliches; und dann nur seyd ihr in Gottes wirksamer Welt würdige Mitglieder. An Gelegenheit dazu fehlt es euch nicht, und wißet ihr keine, so fragt

nur eure verständigen Aeltern und Lehrer. Sie werden euch ganz gewiß welche zeigen. Eben dieser Fleiß, liebe Kinder, wird wider neuer Segen für euch selbst. Je mehr ihr euer Kräfte übt, desto mehr gewinnt ihr an eigenem Zuwachse, und steter Vervollkommnung, und viel genüget zu haben gewährt immer die seligsten Freuden. O Welch ein großer, im Leben und Tod erquickender Gedanke ist's, zum Besten einer so schönen Welt Gottes mitgewirkt zu haben! — In dieser reinen stillen Freude sollen alle guten Menschen den edelsten Lohn finden.

Hier endigte der Greis seine Rede; das Essen wurde aufgetragen, und der vorhergegangene Unterricht versüßte den belehrten Kindern die Mahlzeit zur Nahrung ihres Leibes; auch verrichteten sie in der Folge ihre Tischgebether zusehends mit mehr Andacht und inniger Dankbarkeit.

Danklied eines nicht zu armen Kindes für den Lebensunterhalt.

Wenn ich durch die Straßen gehe,
Und den Armen weinen sehe,

Dann denk ich an mich zurück,
Und erkenne, Gott! mein Glück.

Gütiger, als gegen diesen
Hast du dich an mir erwiesen!
Bettelnd geht von Thür zu Thür
Hungrig dieser; wohl ist mir.

Kinder sah ich halb gekleidet
Frieren. Aber mir bescheidet
Gottes Güte Kleid und Dach,
Und ein warmes Schlafgemach.

Da du mich vor andern liebest,
Und mir Brod und Kleidung giebest;
Herr! so gieb, daß ich dabei,
Treuer dir, als andre sey.

Ein schönes Beyspiel von fürstlicher
Leutseligkeit und Herzensgüte. *)

Ein armer Mann zu Frankfurt an der
Oder hatte einen Sohn zu Kopenhagen,

*) Von einer edlen Hand eingesandt; der man hiemit
den schuldigsten Dank entrichtet.

welcher den Schutz der verwittweten Königin von Dänemark nöthig hatte. Da nun der junge Mensch wußte, daß der bekannte Menschenfreund Leopold Herzog von Braunschweig ein Blutsverwandter dieser Königin war *); so glaubte er, seine Absicht bey der erhabenen Königin sicher erreichen zu können, wenn ihr der Herzog seinerwegen eigenhändig einen Brief schreiben, und ihn empfehlen würde.

Er schrieb also den drolligsten Einfall seinem armen Vater nach Frankfurt, mit der Bitte, den Herrn Herzog, welcher sich bekanntlich meistens in dieser Stadt aufhielt, um so ein Empfehlungsschreiben zu ersuchen. Der gute Vater thats in der Einfalt seines redlichen Herzens, und Leopold versprach ihm diese Gefälligkeit auf der Stelle; nur sagte er, daß er, vieler Geschäfte wegen, den Brief nicht eher als am nächstkommenden Posttage würde ausfertigen können.

*) Eben dieser Herzog verlor im Jahre 1785. am 27ten April sein unschätzbares Leben auf die rühmlichste Weise. Er wollte gemeine arme Menschen der herannahenden Wasserfluth entreißen. Die Herannahenden bätten Ihn dringendst, sich der unvermeidlichen Gefahr zu entziehen. „Ich bin ein Mensch wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an“, antwortete der erhabene Menschenfreund, bestieg den Kahn, und errauk im wüthenden Strome, groß durch Seine Geburt, noch größer durch Sein edles Herz! —

Nach einigen Stunden sah der Herzog, daß er noch Zeit übrig fände, den Brief am nämlichen Tage zu schreiben. Er schrieb ihn also ungesäumt.

Abends wird an der Stubenthüre des armen Mannes geklopft. „Herein!“ — Stellet euch der guten Leute Erstaunen vor. Herzog Leopold tritt ein: „Da ist der Brief, liebe Leute, sagte er, schicket ihn also noch heute fort, und schreibt an euren Sohn, daß er ihn der Königin selbst überreiche.“

„Aber, stammelte der arme Mann vor Freude und Bewunderung ganz auffer sich,“
aber — — —

„Nun, was wollt ihr noch,“ fiel ihm der gute Herzog in die Rede. — „Wir werden heute von der Gnade Euer Durchlaucht keinen Gebrauch mehr machen können. Die Post wird bald abgehen, und man nimmt um diese Zeit keinen Brief mehr an.“

„Lieber Alter,“ antwortete der Herzog, von mir wird man wohl doch noch einen annehmen. Schreibt nur eurem Sohne geschwind in wenigen Zeilen das Nothwendige dazu. Ich will so lange hier warten, bis ihr geschrieben habt.“

Der Mann mußte sich niedersetzen, ein Briefchen an seinen Sohn schreiben, und — der Herzog trug ihn hierauf selbst auf die Post.

Was werden stolze Kinder von der Heil-
ablassung dieses erhabenen Fürsten denken?
— Möchten doch alle Vornehmen öfters über-
legen, wie viel Gutes sie bey ähnlichen Ge-
legenheiten durch menschenfreundliche Ver-
wendung, Gutherzigkeit, und zur rechten
Zeit eingelegtes Fürwort zum Wohl guter
ärmerer Mitmenschen machen könnten, wenn
Sie nur wollten! Wie viele dankbare Seg-
nungen, wie viele Freudenthränen würden
Sie einärndten! Und was wäre dann erst
noch das selige Bewußtseyn werth. Heute
habe ich da Thränen getrocknet, morgen kann
ich dort wieder helfen, ich habe keinen Tag
meines Lebens ganz verändelt, habe die ed-
le Zeit der kurzen irdischen Pilgerschaft mög-
lichst benutzt, meinen Brüdern und Schwe-
stern geholfen, so viel ich je konnte. — Wie
ruhig muß sichs unter einer solchen Rechnung
mit sich selbst einst, wenn die letzte Stunde
schlägt, — sterben lassen!!! —

Hat ein Mensch Ursache stolz und
übermüthig zu seyn?

* ~ ~ ~ ~ *

Was ist mein Stand, mein Glück und jede
gute Gabe? —

Ein unverdientes Gut.

Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Wenn ich der Welt vielleicht mehr, als mein
Nächster nütze;

Wer gab mir Kraft dazu?

Und wenn ich mehr Verstand, als er besitzt,
besitze;

Wer gab mir ihn, als du?

Wenn mir ein größers Glück, als ihn erfreut,
begegnet;

Bin ich ein besser Knecht?

Giebt deine Gültigkeit, die mich vor andern
segnet,

Mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich geehrt und groß in Würden mich
erblicke;

Gott, wer erhöhte mich?

Ist nicht mein Nächster oft bey seinem kleinern
Glücke

viel würdiger, als ich?

Wie könnt' ich mich, o Gott! des Guten über-
heben,

Und meines schwachen Lichts?

Was ich besitz', ist dein. Du sprichst! so bin
ich Leben;

Du sprichst! so bin ich Nichts.

Von dir kommt das Gedeihn, und jede gute
Gabe

Von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

An eine welke Rose.

O Rose, noch vor wenig Tagen,
Da blühtest du vor mir!
Und ach! ist es nicht zu beklagen?
Hin ist schon deine ganze Zier!

Dir, sagt mein Vater, werd' ich gleichen;
Auch du, spricht er, blühst heut;
Bald wird die Jugend dir verstreichen
Und deines Reizes schöne Zeit.

Nichts bleibt beständig, als die Tugend:
O präge tief dir's ein:
Nicht Stolz auf deine Jugend,
Und nicht auf Schönheit Stolz zu seyn.

Das Weilchen.

* * * * *

In einem Garten voller Kräuter,
Gewächs', und Bäum', und Blumen, stand
Ein Weilchen, wie die Jugend still und heiter,
Doch ganz versteckt und unbekannt.
Es hat erst einen Frühlingsmorgen
Bom Laube überhüllt geblüht,
Und so bescheiden, so verborgen,
Daß sichs nur durch den Duft verrieth.

Stolz war darneben auf dem Beete
Die Tulpe auch herangereift,
So glühend, wie die frühe Röthe
Die hellen Morgenwolken streift.
Des Gärtners Karl kam in den Garten,
(Er tratt nun erst ins achte Jahr)
Des kleinen Blumenbeets zu warten,
Das seiner Pfleg' empfohlen war.

Er sah die Tulp', und staunte schon ein
Weilchen
Den hohen Glanz der Farben an;
Als nun sein Vater kam, ein weiser Mann;
Der winkte ihm. — „Sieh hier, mein Sohn,
ein Weilchen!

Nicht wahr, es blüht nicht halb so schön,
 Wie jene Tulpe, die du dort gesehn?
 Doch riech' einmal! wie süß das Weilchen
 düftet!

Mag doch die Tulpe schöner blühn!
 Ich pflege gern, was stillen Nutzen stiftet,
 Dem eiteln Glanze vorzuziehn.

Kind lerne, welch ein Bild das Weilchen
 Zur Lebensweisheit in sich hält.
 Sey in der Stille stets ein nützlich Theilchen
 Der schönen lieben Gotteswelt;
 Und laß nur stille edle Thaten,
 Nicht pralerische Eitelkeit,
 Das Plätzchen, wo du lebst, verrathen.
 Sey nützlich mit Bescheidenheit.

Sey tugendhaft, dieß bringt dir Ehr',
 Und macht dir wahre Freude!
 Sey sittsam! dieses ziert dich mehr,
 Als Spitzen, Gold und Seide.

Theresia nahm, ich weiß nicht wie, von ih-
 ren ersten Jahren den Fehler an, daß sie
 gar eitel war, und ihre einzige Freude an

schönen Kleidern hatte. So bald sie Geld in die Hand bekam, lief sie damit um Spiz und Borden; und wo sie ein schönes Kleid sah, wollte sie es auch haben. Bald wurde sie von ihrer Mutter vor dem Spiegel, bald vor einem Kramladen angetroffen; bey ihr war ein immerwährendes Puzen und Zieren.

Ihre Aeltern machten ihr allerley Vorstellungen: daß es nicht auf den äußerlichen Puz, sondern auf Tugend und Sittsamkeit ankomme: daß ein schönes Kleid den Menschen nicht besser mache, noch seine Fehler bedecke: daß Gott und vernünfftige Menschen nicht auf das Kleid, sondern auf gute Sitten sehen; aber es half wenig. Das eitle Ding war schon zu sehr in sich selbst, und in ihre Kleider vernarrt, und dünkte sich dabey, weiß nicht, was zu seyn.

Nun geschah es, daß der Pfarrer acht Knaben, die sich am besten aufführten, zu sich in den Garten einladen ließ. Er setzte ihnen die schönsten Früchte auf, und theilte nach Verdienst auch Geschenke aus. Dieß war nun eine grosse Freude für die Knaben, und für ihre Aeltern: sie machten sich auch viel Ehre daraus.

Nach acht Tagen ließ der Pfarrer auf einen Sonntag auch acht Mädchen, die es verdienten, zu sich laden. Theresia war nun nicht unter dieser Zahl; ja, ihrer ist schon

gar nicht einmal gedacht worden. Dieß verdroß sie nicht wenig. Ihre Aeltern nahmen dabey Gelegenheit, ihre Ermahnungen zu wiederholen: „Siehst du, sagte ihre Mutter, auf was vernünftige Leute sehen; da kannst du nun am Sonntag zu Haus bleiben, vor den Spiegel hinstehen, und an deinen Kleidern putzen, indeß andere Mädchen die Ehre, und das Vergnügen haben, bey dem Herrn Pfarrer im Garten zu seyn.“

Am Samstag vorher kam ein armes Kind, Maria mit Namen, zu Theresia, und bath diese, sie möchte ihr doch ein und anderes Kleidungsstück leihen, weil sie auf morgen zum Herrn Pfarrer eingeladen wäre. Theresia schlug es ihr anfangs rund ab, und glaubte sogar, das arme Mädchen spottete nur über sie, daß sie nicht auch eingeladen sey. Doch dachte sie: Da wird man wenigstens meine Kleider sehen und beloben. Sie gab also der armen Maria ihre schönste Haube, und ihr neues Röcklein, und sagte: „Gieb mir fein Acht darauf, und sage es, daß sie von mir sind.“

Maria erschien zur bestimmten Stunde in dieser fremden Kleidung vor dem Herrn Pfarrer. Dieser fragte gleich: „Wo hast du diese Haube, und dieses Röcklein her, Maria?“ Sie antwortete: „Ich habe sie von des Nachbars Theresia entlehnt.“ „Kind! sprach der Herr Pfarrer, ich sehe nicht auf

schöne Kleider, sondern auf gute Sitten. Das Kleid macht euch nicht schlechter, und nicht besser; wenn ihr nur reinlich und anständig gekleidet seyd. Geh also hin, stelle das fremde Kleid zurück, und erscheine in deiner sittsamen Kleidung, die mir weit mehr gefällt, als Spiz und Seide."

Maria gieng, stellte der Theresia Haube und Abklein zurück, und erzählte alles, was ihr begegnet, und was der Pfarrer gesagt hatte. Theresia war nun ganz beschämt, sie weinte vor Aerger und Verdruss, und verwünschte von Stund an Pracht und Eitelkeit.

Als der Pfarrer ein Jahr darauf wieder die sittsamsten und tugendhaftesten Mädchen zu sich in den Garten geladen, war Theresia auch dabey.

Die Kleiderpracht.

Zulipanen prangen schön
Mit den Farben, die sie schmücken;
Doch man läßt die stolzen stehn,
Weil sie sonst durch nichts entzücken.

Aller Kleider Herrlichkeit
Mag sich auch ein Geck verschaffen;
Über auch im bunten Kleid
Kennt man immerhin den Laffen.

Man soll nicht Gutes thun, nur
um gelobt oder belohnt zu werden.

Karoline kam aus der Schule nach Haus, und weinte: „Kind! fragte der Vater beim ersten Anblicke, was ist dir Leids widerfahren? warum weinst du?“ „Der Herr Pfarrer, sagte Karoline schluchzend, der Herr Pfarrer ist heut in der Schule gewesen.“ Nun dieß, versetzte der Vater, sollte dich ja freuen! „Ja, antwortete das Mädchen, er hat andere Kinder ausgefragt, und ihnen Geschenke gegeben, mich hat er gar nicht gefragt; was andere gewußt haben, hätte ich auch gewußt, und wohl noch besser, als sie. Zuletzt hat er auch einige gelobt, daß sie in der Kirche so still und eingezogen wären. Ich meine, ich führe mich auch in der Kirche auf, wie es recht ist, aber von mir hat er kein Wort gesagt.“ „Und deswegen weinst du, sagte der Vater; fällt es dir so schwer, daß du kein Geschenk, kein Lob erhalten hast? Bist du nur deswegen fleißig, und in der Kirche still und sitzsam, daß du dafür belohnt oder belobt werdest? So wirst

du in deinem Leben noch oft mißvergnügt und traurig seyn. Das Gute wird nicht allemal gleich belohnt, und die Tugend wird oft zurückgesetzt, oder gar verkannt: deswegen soll man aber doch seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Ich habe dir dieses schon oft gesagt; aber, wie ich merke, so hast du es doch nicht recht zu Herzen genommen.

Es war nicht anders. Karoline, ob sie gleich schon bald vierzehnen Jahre alt war, wußte noch nicht, was man sich für Begriffe von Pflicht und Tugend machen sollte. Ihr Vater mußte sie also mit neuer Mühe besser unterrichten.

Nur der ist tugendhaft, und sittlich gut,
Der stets, was recht, was seine Pflicht ist,
thut.

Sieht einer mehr auf seinen Vortheil, als
auf Pflicht;

So liebt er nur sich selbst, er liebt die Tugend nicht.

Die Amsel und die Nachtigall.

Warum singst du so unvergleichlich schön,
So sprach die Amsel einst zur Nachtigall,

Da doch, ich muß es nur gestehn,
 Jetzt keiner hier in diesem Thal
 Auf deine Lieder merkt. Des ganzen Waldes
 Chor

Singt selbst dem Echo Lieder vor,
 Und horcht nicht auf dein göttlich Lied.
 Sogar der Mensch geht fühllos dir vorüber,
 Und hört des Kukuks Stimme lieber.
 Was hilft es, daß man sich vergebens nur
 bemüht?

Wär' ich, wie du, ich unterließ das Singen,
 Um meine Zeit vergnügter zuzubringen.

Ich thät es auch, Gebatterinn,
 Versetzt die schöne Sängerin,
 Wenn mir die Pflicht nicht süßer wäre,
 Als alles Lob und alle Ehre.

Die Eulen.

Der Uhu, der Raub und zwei Eulen
 Beklagten erbärmlich ihr Leid:
 Wir singen, doch sagt man, wir heulen:
 So grausam belügt uns der Neid.
 Wir hören der Nachtigall Proben,
 Und weichen an Stimme nicht ihr.
 Wir selber, wir müssen uns loben,
 Es lobt uns ja niemand, als wir.

Kind! wenn du nicht vertragsam bist,
 So denkst du wohl nicht daran,
 Wie gut es für den Menschen ist,
 Daß er mit Menschen leben kann.

Der kleine Peter war gar feindselig; er konnte sich mit keinem Menschen recht vertragen, vielmehr that er bald den Geschwistern, bald den Dienstbothen etwas zuwider.

Er wurde von seinen Aeltern öfters ermahnt; er sollte doch mit allen Menschen gut und freundlich seyn; ja sein Vater drohte ihm sogar, daß er ihn von den Menschen absondern, und ganz allein lassen wollte, wenn er ferner so feindselig seyn würde. Aber da half kein Ermahnen, kein Drohen. Der Vater ließ also das feindselige Kind in eine abgelegene Kammer sperren, und verboth allen im Hause, zu ihm zu gehen, oder mit ihm nur Ein Wort zu reden.

Da in der Kammer hatte Peter bald Langeweile. Er guckte oft zum Fenster heraus, um einen Menschen zu sehen, aber er sah und hörte niemand. Um Mittag brachte ihm die Magd das Essen. Peter redete

sie freundlich an; diese gab ihm aber keine Antwort, und das Essen schmeckte ihm nicht.

Der Nachmittag schien ihm so lange, wie ein Jahr; er konnte sich mit Niemand unterhalten, mit Niemand reden. Er sah in der ganzen Kammer nichts Lebendes, als Fliegen. Aus Langeweile sah er den Fliegen zu, zählte sie, redete mit ihnen; es waren aber immer nur Fliegen.

Auf den Abend brachte ihm seine Schwester, mit der er so oft gezankt hatte, eine Suppe. „Liebes Schwesterlein, sagte Peter, bleib doch nur ein wenig bey mir, thue mir die Gefälligkeit, und gieb — — Die Schwester stellte die Suppe hin, und gieng gleich, ohne ein Wort zu reden, wieder fort.

Nun kam die traurige Nacht. Peter konnte fast kein Auge zu thun; immer dachte er: Wie wird's mir morgen gehen? Werde ich noch länger so leben müssen? — Auch fiel ihm wohl ein, wie er sich bisher gegen andere betragen habe, und was er künftig thun wollte, wenn er nur wieder mit Menschen umgehen dürfte.

Des andern Tages, als er wieder ganz allein, und von allen Menschen verlassen war, und doch bald dieses, bald jenes brauchte, fieng er an zu weinen, und endlich laut zu schreien: „Vater! Mutter! Vater! machet um Gottes Willen auf, und lasset mich hinaus! ich kann unmöglich mehr hier bleiben!“ — — —

Der Vater ließ ihn lange Zeit so schreien. Endlich gieng er zu ihm hinein. Da fiel Peter auf die Kniee, und bath mit aufgehobenen Händen, daß ihn der Vater wieder zu seinen Geschwistern, und unter die Leute lassen möchte. Da sagte der Vater: „Wer sich mit den Menschen nicht vertragen kann, der soll auch nicht unter den Menschen wohnen.“

Peter versprach alle Besserung, und der Vater ließ ihn endlich heraus.

Wirklich war nun Peter gegen seine Geschwister, und Hausgenossen gefälliger und liebreicher, als ehevor; und wenn er sich je noch bisweilen vergaß, so sagte der Vater nur: „Willst du wieder in die Kammer?“ —

Der Hengst, und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug darnach;
Doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemacht!
Sieh! ich sitz' am sichern Orte,
Glaube mir, du triffst mich nicht!
Endlich giebt er gute Worte;
Und die kleine Wespe spricht:
Sanftmuth findet stets Gehör;
Sieh, nun stech' ich dich nicht mehr.

Der vergnügte Abend.

+ ~ ~ ~ ~ +

Ein Vater hatte drey Kinder, die er in allem Guten unterrichtete, und die sich auch alles fleißig merkten, was ihnen der liebe Vater sagte.

Am einem schönen Sommerabend saß er im Garten, und die Kinder um ihn her. Er nahm die nächsten zwey bey der Hand und sprach: „Nun, meine lieben Kinder! ich habe es euch oft gesagt, daß einem das Nachessen so wohl schmeckt, und daß man so süß darauf schläft, wenn man sich auf den Abend an viel Gutes, das den Tag hindurch geschehen, erinnern kann. Habt ihr heut auch etwas Gutes gethan?“ Ja, sagte Nöschen, das kleinste, ich habe heut mein Brod einem armen Kinde gegeben, das mich gar so hungerig ansah.“ „Und ich, sagte Georg, ihr Bruder, ich habe heut die Gartenthüre unsers Nachbars offen gesehen, und sogleich zugeschlossen, weil immer das Vieh herumgeht, und leicht in seinen Garten kommen und viel Schaden anrichten könnte.“ „Und du Franz! sagte der Vater zum ältern Sohne.“ — Franz sah

auf die Erde, und schwieg. „Hast du heut nichts, gar nichts Gutes gethan?“ fragte der Vater. Franz antwortete: „der Vater hat uns ja gesagt, wir sollen schweigen, und still damit seyn, wenn wir was Gutes gethan haben; genug, daß es Gott weiß.“ „Liebes, gutes Kind! sprach der Vater, ja, man soll dazu schweigen; genug, daß es Gott weiß, aber mir, deinem Vater, darfst du es schon sagen; deine Geschwister dürfen es auch hören: sie werden dadurch noch mehr zum Guten aufgemuntert werden.“

„Heut, fieng Franz nun an, hat mich ein loser Bube auf dem Wege gepackt, und, ohne daß ich ihm etwas zu Leide gethan, ins Angesicht geschlagen. Es kam aber jemand dazu, da lief er davon. Er fiel nieder, und fieng erbärmlich zu schreien an. Ich gieng aber eilends hin, half ihm auf, und führte ihn, da er über Schmerz am Fuß klagte, bis nach Haus.“

„Kind! rief der Vater auf, dieß ist edel! dieß ist das schönste, wenn man seinen Feinden Gutes thut.“

Das geduldige Lämmchen.

Ein Lämmchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich;

Es war so sanft, so friedlich,
Das Fellchen seidenweich.

Des Pächters wilder Bube
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch bald, des Spielens müde,
Fand er es nicht mehr schön;
Da ließ er es in Friede
Zu seinem Hirten gehn.

Und als es bey der Heerde
Nun aufgenommen ward;
So fand es die Beschwerde
Von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheeren,
Wie andre, nicht zu scheun:
Denn frühe Leiden lehren
Sanft und geduldig seyn.

* * *

In deiner Jugend übe
Geduld! Sie thut einst gut;
Bergilt mit sanfter Liebe,
Wenn man dir Unrecht thut.

Vergebung der Beleidigungen.

Der spartanische Gesetzgeber Lykurgus wurde bey einem entstandenen Auflaufe, den die Reichen gegen ihn erregt hatten, von einem hitzigen jungen Menschen, Namens Alkander, mit einem Stock ins Angesicht geschlagen. Als er sich darauf gegen das Volk umwandte, und die Bürger sein blutiges Gesicht sahen, wurden sie so sehr gegen den Alkander aufgebracht, daß sie ihn dem Lykurgus auslieferten, damit dieser nach seinem Gutdünken sich an ihm rächen könnte.

Er nahm also den Jüngling mit sich nach Hause; doch that und sagte er ihm nichts Böses, sondern befahl ihm nur, daß er ihn anstatt seiner Bedienten, die er deswegen von sich ließ, bedienen sollte. Dieser Jüngling that auch alles willig und stillschweigend, was ihm befohlen wurde; er blieb bey ihm, und speisete mit ihm. In dem er nun die Sanftmuth und Großmuth des Lykurgus, dessen strenge Lebensart und unermüdeten Fleiß sah; so bekam er eine große Hochachtung für ihn, und sagte zu seinen Freunden, wie Lykurgus weder

hart, noch eigensinnig, sondern der freundlichste Mann sey. Das Beyspiel dieses großen Mannes wirkte so viel auf den Jüngling, daß er aus einem hitzigen und eigensinnigen Menschen der artigste und bescheidenste Mann wurde.

2.

Perikles, der mächtigste und angesehenste Mann in Athen, der viele Jahre lang den ganzen Staat allein regieret hat, wurde einmahl von einem liederlichen und großen Menschen einen ganzen Tag durch geschimpft. Er aber ertrug diese Beleidigung mit Stillschweigen, und führte seine Geschäfte vor Gericht aus. Als er gegen Abend nach Haus gieng, verfolgte ihn dieser Mensch, und stieß allerhand Lasterungen gegen ihn aus. Perikles schwieg immer stille, bis er an sein Haus kam; und da befahl er einem seiner Bedienten, weil es finster war, daß er ein Licht nehmen, und diesen Menschen nach Hause begleiten sollte, damit ihm nichts Leidens widerföhre.

Mäßigung des Zorns.

Die gewisseste Probe, daß ein Mensch gute Erziehung erhalten habe, oder sonst durch Nachdenken zu einem merklichen Grade der Vernunft gekommen sey, ist die Mäßigung seiner Leidenschaften. Je näher man dem Stande der Wildheit ist, je heftiger sind die Leidenschaften, und je weiter man sich von der Wildheit entfernt, je gemäßigter sind dieselben.

Es ist vielleicht am schwersten, den Zorn zu mäßigen, weil er überaus schnell und heftig wirkt; daß dieß aber nicht unmöglich sey, beweisen unter vielen andern folgende Beispiele.

I.

Architas, ein vornehmer Tarentiner, welcher die Weltweisheit in der Pythagorischen Schule gelernet hatte, wurde von einigen seiner Sklaven durch ein grobes Vergehen sehr aufgebracht. Um sich durch den Zorn zu nichts Unanständigem verleiten zu lassen, gieng Architas weg, und sagte: Ihr seyd glücklich, daß ich im Zorne bin, sonst solltet ihr übel wegkommen.

Plato wollte einmal einen seiner Sklaven züchtigen, als eben einer seiner Bekannten dazu kam. Zu diesem sagte er: Thue mir den Gefallen, diesen zu prügeln; denn ich bin im Zorne.

Der mächt'ge Hussian saß einmal
 Ben Tafel, als der Sklaven einer
 Ihm eine Schüssel brachte
 Mit Reis, der fast noch siedend war.

Dem Sklaven wird's zu heiß;
 Nicht einen Augenblick
 Kann er sie länger halten.
 Die Schüssel fällt — und ach! sie fällt
 Dem mächt'gen Hussian auf den Kopf.

Ergrimmt sieht er den Sklaven an;
 Doch dieser fällt ihm gleich zu Füßen
 Und spricht mit festem Muthe
 Aus seinem Alkoran: *)

„Für die nur, strenger Herr!
 Die ihren Zorn bemeistern,
 Ist einst das Paradies.“ —

*) Der Koran oder Alkoran ist die Bibel der Türken.

Ich bin nicht zornig mehr,
Antwortet Huffan kurz.

Sklave.

„Und denen gern verzeihn,
Die uns beleidigen.“

Huffan.

Auch ich verzeihe dir.

Sklave.

„Doch liebt Gott die vor allen
Die Böses gar mit Gutem lohnen.“ —

Und Huffan — hört es Christen! —
Und Huffan reicht ihm freundlich
Die Hand, um aufzustehn,
Schenkt ihm die Freyheit, und dazu
Noch hundert blanke Thaler.
Und dieser Huffan — merckts!
War nicht ein Christ; war nur ein Türke.

Ein edler Zweykampf.

Um ein nichts bedeutendes Wort, wodurch
man seine Ehre angegriffen, und sich für
beleidigt hält, entzweyten sich zween adeli-
che Jünglinge, Sturm und Wild, sonst

mit einander gute Freunde. Sie foderten einander auf die Klinge, und zwar auf Wilds Zimmer, welcher der beleidigte Theil war.

Sturm kam, sie zogen ihre Degen, und stellten sich in die Lage, gegen einander auszufallen. Aber, indem sie es thun wollten, blieben sie beyde unbeweglich stehen. „Freund, sagte Wild, wem sind wir unser Leben und unser Blut schuldig? Nicht dem Vaterlande? Was ist Freundschaft, wenn ein elendes Wort, dem man oft mancherley Auslegung geben kann, sie plötzlich zertrennt?“

„Du hast recht, antwortete Sturm, und beyde edle Jünglinge warfen ihre Degen weg, umarmten und küßten sich, und keine — Chimäre trennte mehr ihre Freundschaft. —

Wöchte doch eingebildete Ehre, dieses Unthier unter allen Wesen, in Bälde ganz ausgerottet werden. Viele edle Jünglinge würden dann die Hoffnung ihrer lieben Aeltern nicht mehr zerstören, ihre Ehre nicht mehr in dem Blut und Leben ihres vermeynten Beleidigers suchen, und darüber ihre eigene verlieren. Wahre Ehre suchen sey ihre Pflicht; und was ist diese? — Weisheit lernen, und so dem Vaterlande nützlich seyn.

Beschimpfungen soll man nicht
erwiedern.

Es war einmal ein dummer fetter Mops ;
Der gieng, wie ~~Mose~~ gehn, auf allen Bierern
Benm hellen Mondschein einst spazieren.
Da kam ein Graben in die Queer, und hops! —
Sprang nun der dumme fette Mops —
Hinüber, meint ihr? — Nein!
Er sprang zu kurz, und fiel hinein.
Von wegen ~~seiner~~ *sein* schweren Masse, *was er unternahm*
Und da er endlich der Gefahr,
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch dann zu ~~schelten~~ an,
Daß man sein eigen Wort davor kaum hören
kann.

Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wohl? — dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch nichts gethan.
Doch schalt er ihn: Du Bärenhäuter!
Doch, ~~Esel~~, ~~Schlingel~~, und so weiter.
Der Mond — nicht wahr, der schalt auch
wieder?

O nein! — sah lächelnd auf den Mops her,
nieder,

Und fuhr, als giengs ihn gar nicht an,
 Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
 Und wird seitdem — wie männiglich bekannt —
 Doch immer Mond, nie Dchs genannt!

Gleichmüthigkeit.

* * * * *

Der große französische General Turenne lag einſmal bey warmen Wetter ganz gemein und leicht gekleidet am Fenſter. Einer ſeiner Bedienten tratt herein, und ſah ihn wegen ſeiner ſchlechten Kleidung für einen ſeiner Kameraden an, mit dem er ſehr vertraut lebte. Er ſchlich alſo ganz ſachte rückwärts auf ihn zu, und gab ihm einen verben Schlag auf den Hintern. Turenne wandte ſich um; der Bediente erkannte mit Zittern ſeinen Herrn, und fiel ihm zu Füßen. „Herr! ich dachte, es wäre Georg,” ſagte er; und Turenne verſetzte ganz gelaffen: „Auch den ſollteſt du nicht ſo ſtark geſchlagen haben.“

G r o ß m ü t h.

* ~ ~ ~ ~ *

Aristides hatte einmal als Richter einen Streit zwischen zwey atheniensischen Bürgern zu richten. Der eine suchte ihn gegen seinen Gegner dadurch einzunehmen, daß er erzählte, wie viel Schaden sein Gegner dem Aristides zugefügt habe. Allein der großmüthige Mann fertigte ihn mit dieser Antwort ab: „Mein Freund! sage mir nur, was dieser Dir Leid gethan hat, weil ich jetzt deine und nicht meine Sache richte.“

Der Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich bemerkt habe!“

So sagte Fritz, ein kleiner muntre Knabe,
Und hüpfte, indem er dieses sprach,
Dem Vater jauchzend nach.

Raun tratt er in den Busch, als hier ihn
 eine Mücke,
 Dort wieder eine Mücke stach.
 Er schalt und lief ein gutes Stücke,
 Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
 Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt man ihn.
 „Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im
 Guten bleiben;
 So sollt ihr sehen, ich will euch schon ver-
 treiben!“
 Und muthig nahm er seinen Stab,
 Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen
 sie nicht ab,
 Und stachen sie zuvor aus blosser Lust zu stechen;
 So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, an beyden Hän-
 den roth
 Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm sei-
 ne Noth:
 „O! sieh mahl Vater! das heißt stechen!
 Ich hab's bald so, bald so versucht!
 Ich lief, ich schlug, und doch half weder
 Schlag, noch Flucht.“

Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht
 recht versucht.
 Geh künstlig ruhig fort; so kann ich dir ver-
 sprechen,
 Sie werden weniger dich stechen. —
 Denn wer mit kleinen Feinden sicht,

Der hat von ihnen nimmer Friede.
Am flügsten ist's, man achtet ihrer nicht;
So werden sie zuletzt des Neckens selber
müde."

Wie mans treibt, so geht's.

Hanns war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Knabe!
Reck sprach er allen Menschen Hohn;
Das war so seine Gabe.

Manch Gängelband riß er entzwen
Zum Herzeleid der Zofe; *)
Entwischte dann, und war er frey,
So schwärmt' er wild im Hofe.

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth,
Sein Ungestümm, sein Toben.
Kein Nachbar war dem Knaben gut,
Kein Lehrer wollt' ihn loben.

Er sprang, er lief, er kletterte
Hoch über Zaun und Hecken;

*) Wärterinn. Magd.

Oft schrie die Mutter Ach und Weh!
Und sah es an mit Schrecken.

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußte hinüber springen.
Doch wollte die Berwegenheit
Nicht immer recht gelingen.

Sah er des Vaters Ross im Stall,
Husch! war der Hube droben;
Und dann giengs über Berg und Thal,
Daß Kies und Funken stoben.

Das Sizen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten wahre Noth,
Und führten bittere Klage.

Beim Schreiben hatt' er selten Ruh;
Ihn schreckten die Vokabeln!
Kaum hört' er noch geduldig zu
Der Amme Wunderfabeln.

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen;
Der Bart verflündigte den Mann,
Doch konnt' er noch kaum lesen.

Leer war der Kopf, und roh der Sinn,
Wild, ungestümm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin,
Hanns war zu nichts mehr tüchtig.

Groß war er wohl, doch ungeschickt
 Und seiner Aeltern Schande!
 Zuletzt gieng er vom Schimpf gedrückt
 Aus seinem Vaterlande.

Was half ihm das? — Ihm fehlte stets
 Geschick, und Brod, und Ehre;
 Denn, Kinder, wie mans treibt, so gehts;
 D merkt euch diese Lehre!

Das neidige Kind.

„Franz! warum heut wieder so traurig?
 was fehlt dir?“ sagte der Vater beim Es-
 sen zu einem seiner Kinder. „Mir fehlt nichts“
 antwortete Franz, und sah ganz verdrossen
 auf den Tisch hinein.

Der sorgfältige Vater nahm das Kind
 nach dem Essen allein zu sich, und sagte:
 „Kind! ich kann dich nicht immer so traurig
 sehen: ich kann dir aber auch nicht helfen,
 wenn du es mir nicht aufrichtig sagst, was
 dich drückt, oder kummert.“

„Mir fehlt nichts“ gab Franz zur
 Antwort. „Ey! es muß dir was fehlen!“

sagte der Vater, und gab nicht nach, bis endlich das Kind zu weinen, und so zu klagen anfieng: „Der Vater hat alle lieber, als mich! die andern Geschwistern werden immer gelobt; sie bekommen allemal was Bessers, als ich; ich muß das schlechteste Kind seyn.“ — „Du bist mir ein närrischer Knabe! sagte der Vater: dich macht traurig, was dich erfreuen sollte. Ist es dir also nicht lieb, wenn du brave Geschwister hast? oder bist du deswegen schlechter, wenn andere gelobt werden? Auf solche Weise wirst du freylich nie in der Welt vergnügt und fröhlich seyn können, wenn du andern um das Gute neidig bist. Kind! dieß ist ein großer schlimmer Fehler, daß du neidig bist. Auf diese Weise machst du dir selbst dein Leben bitter.“ Aber Franz erkannte seinen Fehler noch nicht.

Nach etlichen Tagen kam er voll Freuden nach Haus, und erzählte mit lachendem Mund, wie die Kinder in der Schule gestraft worden wären. Der Vater hörte es: Pfui Franz! rief er, dieß ist abscheulich, daß du eine Freude haben kannst, wenn andere gestraft werden. Bist du denn besser, wenn andere gefehlt haben? Wäre es dir lieb, wenn andere dir etwas Uebels vergönneten? Wie oft habe ich euch schon gesagt: Was ihr nicht gern habt, das hat auch ein anderer nicht gern. Du bist ein bössartiges

Kind, wenn du schadenfroh bist; und das bist du. Ich habe es schon oft beobachtet, daß du andere gern verklagst, und daß du tückisch darüber lachst, wenn ich eins deiner Geschwister strafen muß. Sieh, deine Geschwister haben jetzt mit dir Mitleid; sie bedauern es, daß sie einen so unglücklichen Bruder haben.“

Franz wurde endlich auch gerührt; er versprach Besserung: aber es hat ihn und seinen Vater viele Mühe gekostet, bis er sich ganz gebessert hat.

Wer andre um ihr Glück beneidet,
 Dem wird, was andre freut, zur Pein.
 Wer über Unglück sich erfreut,
 Der ist nicht werth, ein Mensch zu seyn.

Zwey liebenswürdige Geschwister.

Ein Vater wollte seinen zwey Kindern, die ihm durch ihren Fleiß und Gehorsam viele Freude machten, auch eine Freude machen. „Kinder! sagte er an einem schönen Morgen, heute will ich euch zu unserm Vetter hinaufführen; da könnet ihr euch im Garten bey seinen braven Kindern nach Herzenslust

ergößen; ich will nur ein anders Kleid anziehen; ich komme gleich wieder.“

Sein kleinerer Sohn, voll Freuden darüber, hüpfte lustig in der Stube herum, und stieß unvorsichtiger Weise einen Krug vom Tisch herab.

Elisabeth, seine Schwester, war gleich auf dem Boden, die Scherben aufzuheben — da kam der Vater herein. „Was hast du da angefangen, Elisabeth!“ fragte er etwas unwillig.

O lieber Vater! sagte das gute Mädchen erschrocken, send nur nicht böse! „Böse, antwortete der Vater, bin ich eben nicht; aber da auch in einem fremden Orte die Krüge vor dir nicht sicher seyn dürften, so darf ich dich heute nicht mitnehmen.“

„Ich will gern zu Hause bleiben, sagte das gutherzige Kind, wenn nur der Vater nicht böse ist.“ Da konnte sich ihr Bruder nicht länger halten; er tratt mit weinenden Augen vor dem Vater hin, und sagte: „Ich, nicht meine Schwester, ich habe den Krug gebrochen, ich muß zu Hause bleiben!“

Der Vater, voll Freuden über die guten Herzen seiner Kinder und über ihre Liebe zu einander, nahm beide in seine Arme und sprach: „Ihr send beide meine lieben Kinder! ihr sollt beide mit mir gehen!“ Jetzt war die Freude noch größer, —

So sollten sich alle Geschwister gegen
einander betragen.

Das Geschenk.

Der Bruder an die Schwester.

Sieh, kann ein Apfel schöner seyn?
Ha! Schwester, welche Augenweide!
Wie muß erst sein Geschmack erfreun?
Macht schon sein Anblick solche Freude! —
Sein lieblicher Geruch, wie hold! —
In gelben roth durchstreiften Schaalen,
Wie ein Rubin gefaßt in Gold;
Kein Mahler könn't ihn schöner mahlen. —
Du möchtest ihn? — — Ich geb' ihn dir,
Ja, hätt' ich zehnmal schönre Sachen. —
Schön ist es glücklich seyn, doch mir
Ist's noch weit schöner, glücklich machen.

Gebeth eines Kindes.

Alle Menschen Vater höre!
Merk auf mich, dein lallend Kind!

Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
 Mich, was meine Pflichten sind.

Dich verehren, Böses scheuen,
 Gutes lieben, und allhier
 Mich der schönen Welt erfreuen,
 Schöpfer, dieß gelinge mir!

Meinen Aeltern Ehre geben,
 Ihrem Winke folgsam seyn,
 Dir und ihnen dankbar leben
 Ohne Tadel, fromm und rein.

Vater, dieß sind meine Pflichten.
 Ach, ich wachse wie ein Baum,
 Der gepflanzt ward zu Früchten
 In des schönsten Gartens Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
 Herr, du prüfest Herz und Sinn,
 Weißt, ob in der Zukunft Tagen
 Ich auch gut und glücklich bin:

Sollt' ich nicht — o, dann erhöre
 Deines armen Kindes Flehn,
 Und laß mich zu deiner Ehre
 Unschuldsvoll dein Antlitz sehn.

Nimm mich früh von dieser Erde,
 Ehe mir dein Auge seind
 Meiner Sünden wegen werde,
 Und mein guter Engel weint.

Müßiggang und Spiel sind junger Leute Verderben.

Ein engländischer Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vorzüglich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeinlich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß männliche Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

„Während den Kriegen unter der Königin Anna stand ich als Fähndrich bey der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtigt, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war. Kaum konnte ich mich entschließen, dem Spiele einige Stunden abzuwingen, um sie der nöthigen Ruhe zu widmen, und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Karten und Würfel. Sogar die gewöhnlichen Mahlzeiten sah ich

als einen Zeitverlust an; versäumte sie entweder ganz, oder verschluckte die Speisen mit der größten Eilfertigkeit, um nur bald wieder zum Spieltische zu kommen. Außer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz, alles, was die Natur schönes und bewunderungswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen. Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wäre er auch mein lieblicher Vater gewesen. Und daß ich bey einem so verwilderten Gemüthe niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich nicht erst zu sagen.

„Eine Zeitlang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt) das gewonnene Geld auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten, er wälzt sich im Golde. — So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber, glaubt mirs, ihr jungen Freunde! es war der elendeste Theil meines Lebens, den ich noch jetzt in diesem Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil

Das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird. — Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt. Ich überließ aber dieß Geschäft lediglich meinem Unteroffizier, um indeß meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Dieser brachte 150 Rekruten auf. Ich war aber während jener Zeit so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regimentes, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte. Ich bath ihn, mir 10 Guineen zu leihen. „Wie?“ antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem Menschen leihen, der aus dem Spiele ein Handwerk macht? Nein, mein Herr! Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jetzt freylich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten. — Mit dieser spöttisch — abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich äußerst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf. Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Oh-

ne Geld, ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Rekruten zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt wurde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte: was könnte ich anders erwarten, als daß ich mit Schimpf und Schande kassirt würde? Natürlicher Weise führte mich diese Noth dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dieß war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung fehlte mir aber noch.

Etwas mußte geschehen; ich mußte eine andere Lebensart anfangen, bey der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bey diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle bey dem Regiment verkauft werden sollte. Ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bey der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde. Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich nur allein zu meiner Beförderung bey der Armee, aber zu keinem anderen Gebrauche, so viel ich Geld nöthig haben würde, aufnehmen konnte. Doch, ehe mir erlaubt ward, diese Gelder zu erheben, mußte ich mit meinen Rekruten bey dem Regimente seyn; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche? —

Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, tratt mein sogenannter Freund, der Capitain, der mich kurz vorher so höhniſch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Beſuch abzuſtatten. Ich empfieng ihn mit dem größten Kaltſinn und mit ſichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen ſchien ganz und gar nicht darauf zu achten. Er fragte mich: wie ich mich aus meiner Verlegenheit los zu machen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrifch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erſt wüßte, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen ſollte. Sogleich ſtand der gute Mann auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, und ſagte: Freund! ich ſchlug Ihnen dieſen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weiſe ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unſeligen Folgen der Spielsucht zu bringen. Ich freue mich herzlich, dieſe Abſicht bey Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie in Ihrem löblichen Unternehmen fort, und glauben Sie mir: Müßiggang und Spielsucht ſind der jungen Leute Verderben. Mein Anſehn, mein guter Rath, mein Vermögen, alles ſteht zu Ihrem Dienſte, wenn Sie nur fortfahren, ſich zu beſſern. — Da, fügte er hinzu, indem er mir ſeinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie dieſe Kleinigkeit, und bedienen

Sie sich derselben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit, und zur Fortschaffung der Rekruten.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses edlen Mannes gegen mich erkläret hatte. Ich sprang auf, ihn zu umarmen, und Thränen der Freude und des Dankes rollten über meine Wangen herab. Dann eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühte mich um die Adjutantenstelle und erhielt sie auch.

Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr berührte; so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

Seht, jungen Freunde, pflegte der brave Oberste am Ende seiner Erzählung noch hinzu zu setzen; so wahr ist es, daß man der Spielsucht, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur ernstlich will, mit Gottes Hilfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese, und jede andere Thorheit ist.

Die Vorsicht.

Ein muthig junges Ross,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freyheit, Müßiggang und Spiel,

Miß sich von seinem Joche los,
 Und floh davon auf grüne Weiden:
 O welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
 Im frohen Müßiggange hin.
 Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
 Es fraß, und sprang, und freute sich:
 Allein der Winter nahm die Freuden
 Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
 Die Luft durchstürmt ein rauher Nord;
 Das Pferd floh nun von Ort zu Ort,
 Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
 Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
 Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach! ach!
 Hätt' ich die kurze schöne Zeit
 Das Bischen Arbeit nicht gescheut:
 Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach,
 Wie schändlich! für so kurze Freuden
 So lang zu leiden.

Empfindung guter Kinder vor ihren
 Erholungsstunden.

Vollbracht, vollbracht ist unser Werk!
 Auf! laßt uns fröhlich seyn!

Die Freude giebt zur Arbeit Stärk',
Und unserm Leib' Gedeihn.

Von unsern jugendlichen Reihn
Seh Zank und Muthwill fern!
Bernünftig soll die Freude seyn,
Und angenehm dem Herrn!

Wie gut ist unser Gott! wie gut!
Er giebt gesunden Leib,
Und frohes Herz, und guten Muth,
Und muntern Zeitvertreib!

Voll Liebe blickt er jetzt herab,
Sieht unsre Freuden gern,
Lobt ihn, der diese Freuden gab,
O Kinder, lobt den Herrn!

Der Mann mit dem hölzernen Fuße.

* * * * *

Thomas gieng auf einen Jahrmart, und
sein zwölfjähriger Sohn mit ihm. Auf dem
Wege giengen sie vor einem Manne vorbei,
der sehr mühsam und beynähe kriechend sei-
nen hölzernen Fuß nachschleppte, und sie um
ein Almosen bath. Thomas gab ihm einen

Groschen und sagte: „durch was für ein Unglück habt ihr, guter Mann! euren Fuß verloren?“ Ach mein Herr! antwortete der Bettler mit einem tiefgeholtten Seufzer, ich war wohl selbst Schuld an meinem Unglücke: ich kann nie daran denken, ohne mein Elend doppelt zu fühlen. Da ich noch jung und etwa so groß, als dieser Knabe hier war, rang ich aus Scherz mit einem andern Knaben: er warf mich zu Boden, fiel auf mich, und — mein Bein war entzwen. O was ich für Schmerzen leiden mußte! Man nahm mir ein Schieferbein nach dem andern heraus: endlich kam der Brand dazu, und man mußte, um noch mein Leben zu retten, mir den Fuß abnehmen. Meine Aeltern habe ich frühe verloren: arbeiten, wie ihr seht, kann ich nicht: jetzt muß ich — da wischte er sich eine Thräne aus dem Auge — lebenslang betteln. Gott vergelt es euch tausendmal!“ So rief er noch lange nach; da Thomas ganz gerührt mit seinem Sohne forteilte.

Da nahm der gute Vater Gelegenheit, seinem Kinde zu sagen, wie wenig man insgemein in der Jugend die Gesundheit und die geraden Glieder achte: wie oft sich Kinder aus Frevel oder Leichtsin, und vorzüglich bey unüberlegten Scherzen und gefährlichen Belustigungen zu Krüppeln machen, ein Auge, einen Arm oder Fuß, oder wohl gar das Leben verlieren.

 Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
 Die Datteln für sein Leben gern;
 Und um des Guten viel zu haben,
 So pflanzt er einen Dattelfern
 In seines Vaters Blumengarten.
 Der Vater sah ihm lächelnd zu,
 Und sagte: Datteln pflanzest du?
 O Kind! da mußt du lange warten;
 Denn wisse, dieser edle Baum
 Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
 Die ersten seiner süßen Früchte.“
 Karl, der sich dessen nicht versah,
 Hielt ein, und rümpfte das Gesichte.
 Er sprach er endlich zum Papa,
 Das Warten soll mich nicht verdrießen;
 Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
 So kann ich ja dereinst als Greis,
 Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Wie gut es sey, wenn man immer
 die Wahrheit redet.

+ o o o o +

Benjamin bekam öfters von seinem Vater
 die schöne Lehre, daß er stets die reine

Wahrheit reden, und auch nicht einmal die Fehler, die er begangen hätte, läugnen sollte. Dieß befolgte Benjamin sehr genau. Wenn er ausgegangen war, und sein Vater sich erkundigte, wo er gewesen sey? so nannte er ihm alle Orte, wo er gewesen war, alle Personen, mit denen er gesprochen, und alle Spiele, mit denen er sich die Zeit vertrieben hatte. Begienge er einen Fehler, so gestund er selben aufrichtig. So hatte er einmal aus Versehen eine schöne Kaffeekanne von Meißner-Porzellan vom Tische gestossen. Es war niemand zugegen, da es geschah. Auch wußte es niemand, daß er ins Zimmer gekommen. Es wäre ihm also sehr leicht gewesen, dieß Versehen zu verbergen und abzuläugnen. Da die Magd mehr, als er, in diesem Zimmer zu seyn pflegte, so würde wahrscheinlicher Weise der Verdacht eher auf sie, als auf ihn gefallen seyn. Seine Wahrheitsliebe erlaubte aber nicht, den begangenen Fehler zu läugnen. Er lief viel mehr sogleich zu seinem Vater, und sagte ihm mit vieler Wehmuth, was er gethan habe.

Den Vater kränkte der Verlust des schönen Geschirres freylich sehr. Es war ein werthes Geschenk von einem seiner besten Freunde. Weil er aber aus diesem freywilligen Geständnisse eine neue Probe von Benjamins Wahrheitsliebe bekam, so ver-

zieh er ihm den Fehler gerne. Er gab ihm nur die Erinnerung, daß er ein andermal bedachtsamer seyn sollte, und legte ihm eine kleine Geldbusse von seinem Taschengelde auf. Zugleich umarmte er ihn aber auch, und sagte, wenn er so fortfahren würde, die Wahrheit zu reden, so würde er ihm immer glauben. Und das geschah auch. Benjamin mochte sagen und erzählen, was er wollte, so setzte der Vater niemals ein Mißtrauen in seine Worte.

Eben so wahr redete Benjamin auch, wenn er in der Schule von seinem Lehrer um etwas befragt wurde. Er versah es freylich bisweilen, daß er nicht so ordentlich und fleißig war, als er hätte seyn sollen; aber er gab sich doch niemals Mühe, seinen Fehler zu entschuldigen. So hatte er einmal nicht geschrieben, was er hätte schreiben sollen; sein Lehrer fragte ihn, warum er dieß nicht gethan hätte? Vergeben sie mir, antwortete er, ich war gestern außerordentlich träge. Ein andermal hatte er nicht gelernt, was ihm war aufgegeben worden, und als sich der Lehrer bey ihm nach der Ursache dieser Saumseligkeit erkundigte, so gab er zur Antwort: er habe den Tag zuvor Ball geschlagen, und dieß Spiel habe ihm so wohl gefallen, daß er darüber das Lernen ganz vergessen hätte.

Durch diese Aufrichtigkeit bekam ihn der Lehrer lieber, als alle übrigen Schüler.

Denn wenn diese etwas versehen hatten, so brachten sie allemal eine Menge Entschuldigungen vor, um ihre Fehler zu beschönigen. Und der Lehrer fand doch insgemein, wenn er die Sache etwas genauer untersuchte, daß alle dergleichen Entschuldigungen blos erdichtet waren.

Einmal hätte der gute Benjamin in große Verlegenheit kommen können. Einer seiner Mitschüler, ein böser Mensch, hatte dem Lehrer zwey Kupferstiche entwendet, die dieser mit sich in die Schule nahm, um selbe seinen Schülern zu zeigen, und ihnen dadurch eine gewisse Lehre anschaulicher zu machen. Der Lehrer hielt darüber eine scharfe Untersuchung, und versprach dem eine Belohnung, der den Dieb entdecken würde. Da nun der Verbrecher besorgte, sein Buchstück möchte an den Tag kommen, und er deswegen bestraft werden; so legte er beyde Kupferchen heimlich in Benjamin's Schreibebuch. Als nun Benjamin dieses, so wie die übrigen Mitschüler, auf Befehl dem Lehrer zur Untersuchung hingab, fielen die Kupferchen heraus. Er erschrock, hob sie auf, und gab sie dem Lehrer. Dieser sagte stauwend: Benjamin! du wärest also der Dieb? — „Ben Gott nicht! antwortete dieser; es muß die Bilder jemand in mein Buch gelegt haben.

Wenn dieses nun ein anderer gesagt hätte, so würde ihm der Lehrer wohl nicht

geglaubt haben. Benjaminen aber wurde geglaubt. Du kannst, sagte der Lehrer, die Kupferstiche nicht entwendet haben; denn sonst würdest du es mir selbst sagen. Ein böser Bube hat sie hinein gelegt. Und nun gieng er zu den übrigen Schülern, und sagte: Wer ist der Bösewicht, der sie in Benjamins Buch gelegt hat? Sie schwiegen zwar alle; aber der Dieb verrieth sich durch seine Gesichtsfarbe. Er sah blutroth her, und mußte, sobald der Lehrer ernstlich in ihn drang, sein Verbrechen gestehen. Dafür wurde er nun hart gestraft. Benjamin lief aber vergnügt zu seinem Vater nach Hause, umarmte, küßte ihn, und sagte: Tausend, Tausend Dank, lieber Vater, daß du mich gelehret hast, immer die Wahrheit zu reden. Ich hätte sonst heute gewiß über den Verlust meiner Ehre noch unschuldig Strafe leiden müssen, wenn mein Lehrer nicht gewußt hätte, daß ich immer noch die Wahrheit redete.

Wie unglücklich man sich durch das Lügen mache.

Ludwig ein leichtfertiger Knabe freute sich auf eine böshafte Art, wenn er andern ein Schrecken einjagen konnte. Er stellte sich daher

oft, als ob er einen Schaden genommen, fieng ein heftiges Geschrey an, und wenn das Gesinde zulief, war es nicht nur wenig oder gar nichts, sondern er lachte sie wohl gar aus. So lief er zum Beyspiele die Stiege hinunter, und suchte das Gepolter eines schweren Falles nachzuahmen: ein andermal schlug er auf den Tisch, spritzte sich eine Kirsche ins Angesicht, daß es blutrünstig zu seyn schien, und schrie, daß man glauben sollte, er habe sich ein Loch in den Kopf gestossen. Nachdem er die Leute im Hause oft so getäuscht hatte, hörte man gar nicht mehr auf ihn.

Einft stieg er im Garten auf eine Leiter; es brach eine Sproße, er stürzte herunter, und brach den linken Fuß. Er schrie aus vollem Halse; aber man ließ ihn liegen, und fehrte sich nicht an sein Schreien. Endlich fand ihn eine Magd, die nicht seinetwegen, sondern anderer Geschäfte halber dahin kam. Sie sah nun wohl, daß es dießmal kein Scherz war. Man lief also nach dem Bader. Da man ihm aber nicht zu rechter Zeit zu Hilfe gekommen, so war der Fuß indeß äußerst aufgeschwollen, und wurde unter verdoppelten Schmerzen, die Ludwig nun leiden mußte, so übel eingerichtet, daß der muthwillige Lügner Zeitlebens krumm blieb.

 Der Lügner.

Ein loser Schalk stellt' oft sich lahm,
 Und rief, er hätt' ein Bein gebrochen;
 Doch wenn ihm wer zu Hilfe kam,
 Den er um Beystand angesprochen;
 So war der Dank alsdenn: Er wies
 Die Zähne dem, der sich betrügen ließ.

Dieß Spiel hat er schon oft getrieben,
 Bis er sein Bein auch wirklich brach,
 Und jammernd auf der Gasse lag.
 Da weint er: Helft mir doch, ihr Lieben!
 Ich schwör's bey Gottes Sonnenlicht
 Ich spase, glaubt mir, dießmal nicht. —
 Wo ist eu'r Mitleid denn geblieben? —
 So helft mir doch, mir armen Mann, —
 Und laßt mich nicht so lange liegen! —

Doch jeder Nachbar schreyt, so laut er kann;
 Euch' einen andern zu betrügen! —

So kömmt der Lügner allzeit an;
 Auch dann selbst glaubet man ihm nicht,
 Wenn er einmal die Wahrheit spricht.

Die Verleumdung.

* * * * *

An der Heerstraße des menschlichen Lebens lauert ein Ungeheuer, vielköpfig und giftigen Zahnes; es heißt Verleumdung. Jeden, der seines Berufs wegen daherkömmt, fällt sie wüthend an. Doch ihre Zähne sind stumpf; darum können sie den Mann von fester Haut bloß streifen.

Aber da hat sie einen langen Schweif; mit dem wühlt sie in den Sümpfen herum, und schlägt damit nach dem, der ihres stumpfen Zahnes spottet. Befleckt der Schmutz auch nicht das Angesicht des Rechtschaffenen; so besudelt er doch wenigstens dessen Kleider; und die Bübinn weiß, daß der Pöbel diese Flecken für Spuren der Unreinlichkeit hält. Schwer ist es, sie abzuwaschen; und um es noch schwerer zu machen, besudelt sie insgemein absichtlich den Rücken des Wanderers. Er geht dann lange fort, ohne es zu wissen; und wird er's endlich auch inne; so kann er sich doch nicht immer selbst helfen, und andere weichen ihm insgemein aus.

Einst kam ein wackerer Mann die Straße. Die Zähne des wüthenden Ungeheuers gleiteten an ihm ab. Da spritzte es Roth um ihn her. Erst duldete er's und schwieg: dann rief er um Hilfe: endlich drohte er. Alles umsonst. Jetzt ergriff er die Geißel der Wahrheit, ein Reisegeſchenk aus den Händen der deutschen Freymüthigkeit, und ſchlug auf das Unthier, bis es unter lautem Geheul im eignen Blute ſich krümmte.

Nun ward es die Fabel des Landes. „Ha! knirschte es, als einst ein Trupp Wanderer schon von fern seiner lachte; ha! wie sehr schmerzt es, sonst anderen Lügen angedichtet zu haben, und nun von sich weit schlimmere Wahrheiten hören zu müssen.“

Die Schlange.

* ~ ~ ~ ~ *

In Afrika war eine Schlange,
Die alles ohne Schönen biß,
Und wen sie biß, der trieb's nicht lange;
Die Wunde schwoll, man starb gewiß.

Dieß gieng ihr lange Zeit von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
 Mit einer solchen Wuth nach sich,
 Daß sie davon selbst bersten mußte. —
 Daran, Verleumder, spiegle dich.

Die Gleisnerinn.

~~*~*

N. wurde von frommen christlichen Leuten als Dienstmagd angestellt. Wenn sie nun wußte, daß der Hausvater oder die Hausmutter zusah, so arbeitete sie, als wenn sie sich todt arbeiten wollte; aber wenn sie allein war, ließ sie die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. An Feyertagen, wenn mehrere Leute in der Stube waren, nahm sie ein Buch in die Hand; waren die Leute weg, so sah sie in den Spiegel, oder zum Fenster hinaus. In der Kirche machte sie es eben so. Sie bethete und seufzte immer laut, und störte dadurch andere Leute im Gebete. Allein sie konnte sich nicht lange so verstellen. Die Leute argwohnten Betrug, und ihr Hausherr entdeckte ihre Gleisneren und Scheinheiligkeit zuerst. Endlich kamen ihre heimlich verübten bösen Thaten öffent-

lich an den Tag, und ich zweifle, ob sie sich
nachher gebessert habe.

Die schändlichste der Lügen
Ist Gleißneren — verstellte Frömmigkeit:
Die Menschen kann man eine kurze Zeit,
Gott aber nie betrügen.

Die Schlange und der Nalfish.

Betrachte mich einmal,
Sprach eine Schlange zu dem Ual,
Bin ich nicht wunderschön?
Ist eine Haut so buntgefleckt zu sehn?
Zwar deine ist auch glatt, doch meine glatt
und schön. —
So? fragt der Ual, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie geht es zu,
Frau Nachbarinn,
Daß ich doch überall so wohl gelitten bin?
Da jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und wenn man deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Daß man mich flieht? — warum? — Das
weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal,
 Auch wissen es die Menschen alle:
 Auswendig gleißest du;
 Inwendig bist du Gift und Galle.

Der Hecht.

Ein Klausner, der am Tiberstrand
 Einst fischte, zog in seinem Netze
 Den schönsten Hecht erfreut ans Land.
 „Verwegner, rief der Fisch, verleze
 Nicht meine heilige Person!
 Du weißt, die ganze Passion,
 Den Kelch, den Schwamm, das Kreuz,
 die Lanze,
 Die Nägel sammt dem Dornenkranze
 Hab' ich im Kopfe.“ *) Wunderlich!
 Versetzt der Greis: doch darf ich fragen,
 Was hast du hier im vollen Magen? —
 Sprich, oder ich zergliedre dich! —
 „Ach nichts; ein Nest mit jungen Aalen,
 Hochwürdiger Herr Eremit,
 Ein kleines Frühstück.“ Ha, Bandit!

*) Bekanntlich gleichen einige Knochen im Kopfe eines Hechts obengenannten Passions- Werkzeugen.

Hat wohl das Reden gar verschworen;
 Ich wett', er ist ein Narr, und weis nicht,
 was er will.' —

Das dächt' ich nicht, zischt der ihm wie-
 der in die Ohren:
 Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals
 still.

Die Klätſcherinn. *)

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte. Erfuhr es also etwas, welches man geheim halten wollte, so brannte es ihm auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle seine Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte. Das Schlimmste dabey war, daß es auch alle das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten wieder erzählte, ohne zu bedenken, daß

*) Dieß Wort, das einigen meiner kleinen Leser weniger bekannt seyn dürfte, bedeutet eine Weibsperson, die alles, was sie hört, wieder allenthalben herumträgt, und ausplaudert.

es manchem dabey großes Unrecht thun, manchem bitterm Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klättscherinn wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klättschereyen den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerley Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfieng sie zu fliehen und zu verabscheuen? — Man that dieß durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterinn mehr. Wohin sie nur kam, schloß man die Thüre vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt. Das machte sie endlich auf ihren häßlichen Fehler aufmerksam. Sie sah ihn ein, und wollte sich bessern. Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, sehr schwer, sich jemals davon wieder los zu machen. Die Unglückliche brachte zehen volle Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen; fiel aber wohl hundertmal wieder in denselben zurück, so oft sie sich auch vornahm, denselben nie wieder zu begehen.

Jetzt war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattinn zu haben begehrte.

te. Denn, daß sie aufgehört habe, eine Klätcherin zu seyn, das wußte fast niemand, weil seit vielen Jahren fast jedermann ihren Umgang floh. Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit zuzubringen, und auf die Freuden eines geselligen freundschaftlichen Umgangs und einer tugendhaften glücklichen Ehe Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden.

Das Bildniß.

Beline war ein schönes junges Weib;
 Doch kein vollkommners Glied fand sich an
 ihrem Leib',
 Als ihre Zunge. Welche Plage
 Für ihren guten Mann! Er war ihr lieb,
 So gern er auch im Trinkgelage
 Der Grillen finstern Schwarm vertrieb. —
 Um unverhohft ihn zu erfreuen,
 Ließ sie sich einst geheim von einer Meisterhand
 In Lebensgröße konterfeyen,
 Und hieng das Bildniß an die Wand.

Nun kam der Mann nach Haus, und
 zwar vom Zechen;
 Er sah das Bild — — „Sie ißt vom Hute
 bis zum Schuh,
 Rief er; und hielt aus Furcht, sie möchte
 sprechen,
 Sich schnell die beyden Ohren zu.

Schreiben eines erfahrenen Vaters
 an seine Schwester über die Kin-
 der = Erziehung.

Ich höre, du ziehest deine Kinder gar zu
 zärtlich auf. Dein Wille ist, eine gute Mut-
 ter zu seyn; aber, liebe Schwester, die er-
 ste Pflicht einer guten Mutter ist, nicht so
 wohl dafür zu sorgen, daß sie ihren Kindern
 angenehme Empfindungen verschaffe, als sie,
 so früh als möglich, an das, was die Grund-
 lage der Tugend ist, an Mäßigung und Bez-
 ähmung der sinnlichen Begierden zu gewöh-
 nen. Du hast dich also wohl vorzusehn, daß
 die liebende Mutter nicht die Rolle einer
 Schmeichlerin bey ihren Kindern spiele.

Kinder, die von ihrem zartesten Alter
 an wollüstig erzogen sind, müssen nothwen-

dig unfähig werden, dem Reize der Sinnenlust, der so mächtig auf sie wirkt, jemals widerstehn zu können. Es ist also Pflicht, liebe Schwester, die Kinder so zu erziehn, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme, welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnet wird, immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser übermäßig weichlich und reizbar, jene eine Feindinn aller Arbeit und Anstrengung werden muß. Daher ist nichts nöthiger, als daß wir unsere Zöglinge in demjenigen am meisten üben, wovor sie sich am meisten scheuen, wenn sie gleich traurige Gesichter dazu machen, und ihnen wehe dabey geschieht; es giebt kein bessers Mittel, zu machen, daß sie, anstatt Sklaven dieser Leidenschaften und eben so verdrossen zur Arbeit, als nach Wollust gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das, was schön und edel ist, bekommen, und jener sich enthalten, diesem hingegen sich ergeben lernen.

Also, liebste Schwester, wenn du deine Kinder gar zu überflüßig und köstlich nährst; vielen Aufwand machst, um ihnen bald dieses, bald jenes Vergnügen zu verschaffen; sie immer spielen, und Muthwillen treiben lässest; ihnen gestattest alles zu sagen, und zu beginnen, was ihnen einfällt; immer befürchtest, das liebe Kind möchte weinen; und

du dir dann Mühe giebst, es lachen zu machen; wenn du lachst und deine Freude daran hast, daß es nach seiner Wärterinn schlägt, oder gar dir selbst garstige Namen giebt; ferner, wenn du so große Sorge trägst, die Kinder im Sommer immer kühl, und im Winter immer recht warm und weich zudeckt zu halten; so erlaube mir zu sagen, daß du sehr unrecht daran bist.

Siehst du nicht, daß armer Leute Kinder, die von diesem allen nichts wissen, dem ungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen, und sich überhaupt weit besser finden. Du hingegen ziehst deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen *) auf, und giebst ihrer männlichen Natur durch diese Verzärtlung einen Stoß, wovon sie sich nie wieder ganz erholen wird. Ich bitte dich, überlege es selbst; was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht im Augenblicke, da er Hunger fühlt, oder lüstern wird, sogleich zu essen kriegt, weint und jammert? Der, wenn er essen soll, immer nur das Leckerhafte verlangt? wenns heiß ist, gleich vergehen will? wenns kalt ist, ausser der geheizten Stube erfrieren zu müssen glaubt? wenn ihm etwas von Aeltern und Lehrern verwiesen wird, widerbellt und immer recht haben will?

*) Sardanapalus war ein sehr wollüstiger Weichling und der letzte König in Assyrien.

wenn man ihm nicht alles giebt, und thut, was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geäht wird, sich verbohrt? Kurz, keine andere Beschäftigung kennt, als dem Vergnügen nachzulaufen, in schönen Wollüsten sich herum zu wälzen, und die edle unwiederrussliche Zeit mit Spielen und Muthwillen wegzutändeln? Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremden Leidenschaften? Mache dir also eine ernstliche Angelegenheit daraus, deine bisherige Kinderzucht gänzlich abzuändern, und anstatt der weichen Erziehung eine ernste, strengere in deinem Hause einzuführen. Laß deine Kinder Hunger und Durst, Hitze und Kälte ausstehen lernen, und gewöhne sie mit Geduld zu ertragen, wenn sie von andern ihres Alters geneckt, oder von ihren Vorgesetzten beschämt werden.

Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlicher Ungemache sind für junge Gemüther, was das Alaunwasser für die Zeuge ist, die man in Purpur färben will; je stärker sie damit getränkt werden, desto tiefer dringt die Farbe der Tugend in ihre Herzen, und desto schöner, feuriger und dauerhafter wird diese Farbe. Sieh also zu, liebe Schwester, daß es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Neben, die wenn sie von schlechten Säften

genährt werden, nothwendig auch schlechte Trauben tragen; oder wie sollte wohl eine üppi- ge, weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wo- durch ein Mensch sich selbst und seinen Mit- menschen nützlich werden könnte? —

Wenn du irgendwo hörst oder bemerkst, daß die Aeltern an ihren Kindern keine Freu- de erlebten, so forsche möglichst nach, wie dergleichen ungerathene oder unglückliche Men- schen in ihrer Jugend seyn erzogen worden. Ich stehe dir dafür, du wirst es in Bälde mit Ueberzeugung einsehen, daß ich es mit dir und deinen lieben Kindern recht herzlich gut meyne, und daß ich aus ganzer Seele bin

Dein wohlmeynender Bruder **.

Der verständige Stiefvater:

In einem großen Dorfe lebte eine Witt- we mit 4 Kindern, wovon das jüngste schon über 6 Jahr alt war. Doch waren ihre

Kinder noch alle so furchtsam, daß keines, wenn es finster war, allein aus der Stube zu gehen sich getraute. Die Mutter und eine alte Dienstmagd im Hause hatten eben so wenig Muth. Die letztere erzählte den Kindern allerley Geschichten von Gespenstern, Erscheinungen und dergleichen dummes Zeug. Auch kam alle Jahre am heiligen Niklasabend der sogenannte heilige Vater und der Klaubauf fleißig. Es war also kein Wunder, daß die Kinder so furchtsam geworden.

Nun kam ein Stiefvater ins Haus. Dieser bemerkte bald die Furchtsamkeit der Kinder, und woher sie käme. Weil er ein verständiger Mann war, so verboth er vor allen der Magd bey Verlust ihres Dienstes, daß sie kein Wort mehr von Gespenstern und Geistern sagen dürfte. „Dies sind leere Einbildungen, sagte er zu den Kindern; ich habe mein Lebtag kein Gespenst gesehen, und fürchte mich auch vor keinem. Was man für ein Gespenst hält, ist oft nichts anders als eine Raze oder eine Maus, oder ein böser Mensch, der im Finstern stehlen, oder ein Bubenstück verüben will. Was ihr den heiligen Niklas nennt, ist nichts anders als ein Mensch aus der Nachbarschaft, der sich verkleidet, und der Klaubauf ist auch nichts anders, als ein Knecht oder ein armer Mensch, der für etliche Kreuzer die Kinder erschrecken

muß. Bey mir soll sich kein heiliger Vater und kein Klauauf unterstehen, in's Haus zu kommen."

Die Kinder waren nun schon getröbster. Der Vater führte sie dann selbst öfters im Finstern herum; nur mußten sie sich die Hände vors Gesicht halten, daß sie sich nicht an Kopf und Nase stießen. Besonders führte er die Kinder allemal dahin, wo ein Geräusch gehört wurde. Da zeigte es sich nun wirklich, daß ein Hund, Kaze, Ratte oder Maus da gewesen, oder daß etwas um- oder herabgefallen war, und ein Geräusch gemacht habe. Einmal wollten die Kinder durchaus nicht mitgehen, weil sie etwas gar zu laut auf und ab trappen hörten; doch sie mußten gehen. Nun was wars? Der Geisbock kam Nachts aus dem Stall, und spazierte so im Hause herum. Dieß war der Geist. Die Kinder lachten selbst einander aus. Sie wagten es bald allein im Finstern herumzugehen, und wurden endlich so herzhast, daß sie bey Nacht wie bey Tag alle Winkel des Hauses durchgiengen.

Der Mensch kann immer genug haben, wenn er nur will.

* * * * *

Meine lieben Freunde! hätten wir doch nicht mehr Abgaben zu bezahlen, als die uns die Obrigkeit auflegt; wie leicht könnten wir damit fertig werden! Aber wir haben noch ganz andere, die den meisten aus uns noch weit mehr zur Last fallen. Unsere Faulheit macht unsre Abgaben doppelt, unsre Eitelkeit macht sie dreifach, und unsre Thorheit vierfach. Von diesen Abgaben kann uns auch kein Landesverordneter befreyen, noch uns einen Nachlaß verschaffen. Indes läßt sich doch noch etwas für Euch thun. Hört also meinen wohlmeynenden christlichen Rath: Gott hilft denen, die sich selber helfen.

Die Faulheit legt den meisten aus uns noch weit mehr Frohdienste auf, als keine Regierung ihren Unterthanen auflegt. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben; indem er uns zusehends mehr schwächt. Wer sein Leben liebt, der verwerbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel

Gemeinn. Sonntagsbl. 1796. II. Bändch. No. 6.

verlieren wir schon dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir einst lange genug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. Die Faulheit findet alles zu schwer; und der Fleiß macht dagegen alles leicht. Wer spät aufsteht, mag den ganzen Tag laufen; am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn die Fahrlässigkeit geht so langsam, daß die Armut sie bald einholt.

Treib dein Geschäft, damit dein Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bette gehen, und zeitig aufstehen macht den Menschen klug, reich und gesund.

Was hilft's, befre Zeiten zu wünschen, und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereien habe. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk, und brauche seinen Kopf; sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsre Abgaben zu bezahlen.

Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brod; denn der Hunger sieht den Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen auch nicht hinein: denn Emsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? Kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Recht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter. Arbeit belohnet Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn haben, wovon du wohl leben, und wovon du verkaufen kannst, wenn der Faule hungert, und sich nicht zu helfen weiß.

Arbeite heute, denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträffe? — Bist du nicht dein eigener Herr? Schäme dich also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland und für deinen guten Landesfürsten zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worinn man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird

diese gute Muße finden, aber der Fahrlässige erhält sie nimmer.

Ein Leben voll guter Muße, und ein müßiges Leben ist zweyerley. Manche möchten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten; aber sie zerplagen eher von Mangel, als von Ueberfluß. Arbeit hingegen schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Fliehet die Ergötzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe, und haschet ehender eine Beute.

Aber Fleiß ist noch nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht läufisch und nicht fahrlässig seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andere verlassen. Ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer umher läuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Plage bleibt. Drenmal umziehen schadet oft beynah so viel, als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt auch dich nicht verlassen. — Sollen deine Geschäfte gut gehen, so gehe selbst darnach; sollen sie nicht, so schicke darnach.

Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder ihn antreiben. Das Auge des Herrn schafft mehr als seine benden Hände. Nachlässigkeit bringt größern Schaden als Unwissenheit. Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinen

Beutel offen. In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger als Mißtrauen. Das sey genug von Arbeit und von Aufsicht auf unsre Geschäfte. Aber zu diesen beyden Dingen muß noch etwas hinzu kommen.

Wer nicht so zu sparen, wie zu gewinnen weiß, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlsteine haben; er wird keine Geringrüge hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Manche haben viel gewonnen, aber auch wieder verzehrt, besonders seitdem die Weiber über Moden, Puz und Kaffee das Nähen und Stricken, und die Männer über Spiel und politisches Kannengießen das Pfropfen und Beschneiden der Bäume vergessen haben.

Schränkten wir unsre thörichten Ausgaben ein, so dürften wir nicht so viel über schwere Zeiten, über drückende Abgaben und über lästige Familien klagen. Weiber, Wein, Spiel und unrichtiger Ueberschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwey Kinder unterhalten. Manche glauben, etwas leckerhafte Speisen, ein wenig Kaffee, etwas feinere Kleider und von Zeit zu Zeit einige Lustbarkeiten haben nicht viel zu bedeuten; aber ein altes Sprichwort sagt: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Wer sich kauft, was er nicht nöthig hat, wird bald verkaufen müssen, was ihm un-

entbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammet und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der läppische Geschmack an Puzwerk ist eine gefährliche Thorheit, und die Eitelkeit ist eine Bettlerin, die eben so dringend als die Armuth, aber noch weit unverschämter fodert. Habt ihr einmal Ein schönes Stück gekauft, so müßt ihr noch zehn andere kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt.

Wer Eitelkeit zum Mittagessen hat, erhält Verachtung zum Abendbrod; oder: Der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande. Welche Thorheit, überflüssiger Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure häusliche Freyheit einräumet. Können ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet ihr euch schämen, so oft ihr eure Gläubiger seht; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu und Glauben, und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Lügen ist die zweynte Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder,

und ein leerer Sack, sagt das bekannte Sprichwort, steht nicht gut aufrecht.

Was würdet ihr von einer Obrigkeit denken, wenn sie euch bey Gefängnißstrafe verböthe, euch so zu kleiden, wie andere arztige Leute? Der Eitle giebt sich aber die Mühe, unter eine solche Tyrannen zu gerathen, wenn er sich des Kleiderstaats wegen in Schulden setzt. Sein Gläubiger hat das Recht, so bald es ihm gefällt, den Schuldner seiner Freyheit zu berauben. Wenn du nicht im Stande bist, ihn zu bezahlen, so kann er dich der Gerechtigkeit übergeben und einsperren lassen. Manche denken vielleicht, als sie den Kauf schließen, wenig an die Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein bessers Gedächtniß, als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, ehe ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldfoderung ist da, ehe ihr zur Befriedigung Anstalten gemacht habt.

Manche befinden sich zwar jetzt in einer Verfassung, daß sie auch unnöthige Ausgaben machen, und eine kleine Thorheit begehen könnten, ohne daß diese für sie nachtheilige Folgen haben dürfte; aber muß man nicht immer auch fürs Alter, und für die Nothdurft gute Haushaltung führen, und die Zukunft nie aus den Augen lassen? Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf

den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauern, so lange ihr lebt. Nun aber ist es viel leichter, zwey Feuerherde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! — Erfahrung hält eine sehr theure Schule; sie ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

Der Genügsame ist ungleich besser
daran, als dem nichts genügt.

Zwey Knaben, die an einem warmen Tage bey jugendlichen Spielen durstig geworden, giengen, um sich frisches Wasser zum trinken zu holen. Nicht weit von ihrer Wohnung sprudelte aus einem Felsen ein kleines Quellchen hervor, und etwa hundert Schritte weiter floß ein rascher Waldstrom vorbei.

Der eine Knabe lief zu der kleinen Quelle, und hielt sein Becherchen unter.

Psun, sagte der Größere spottend, wer wollte aus einem so armseligen Quellchen schöpfen? Ich gehe an den Fluß dort; da ist doch auch eine Freude seinen Becher zu füllen, wo man einen solchen Ueberfluß vor sich sieht.

Der jüngere Knabe ließ sich die alberne Rede seines Bruders nicht anfechten; er füllte sein Becherchen aus der kleinen Quelle mit einem Wasser, so hell wie Cristall, und labte sich an dem reinen frischen Trank. Der andere aber lief indes dem Fluße zu; das Ufer war abschüssig, und vom öftern Austreten des Stroms in Regenzeiten ziemlich locker. Indem nun der Junge mit Mühe hinunter kletterte, und sich bückte, um seinen kleinen Becher zu füllen, brach der morsche Boden mit ihm, und er fiel hinab. Hätte er sich nicht noch zu gutem Glücke im Herabglitschen an einer jungen Weide fest gehalten, der Strom würde ihn ohne Rettung mit sich fortgerissen haben. Aber so kam er noch mit der bloßen Angst und viel Wasser in den Schuhen davon. Zwar war auch sein Becher nicht leer: aber wie er ihn an den Mund setzte, fand er das Wasser so trüb und laimicht, daß er es nicht einmal trinken konnte.

Der Geizhals mag sich selbst die Lehre aus dieser Fabel ziehn.

Eine Parabel.

Es war einmal eine Zeit, wo die Menschen sich mit dem, was die Natur von selbst hervorbrachte, behelfen, und von Eicheln und anderer harter und schlechter Kost leben mußten. Da kam ein Mann, mit Namen Osiris, von der Ferne her, und sprach: Es giebt eine bessere Kost für den Menschen, und eine Kunst, selbe immer reichlich herbeizuschaffen. Ich komme, euch dieses Geheimniß zu lehren.

Osiris lehrte sie dieses Geheimniß, und bearbeitete einen Acker vor ihren Augen und sagte: Seht, das müßt ihr thun! das Uebrige thun die Einflüsse des Himmels.

Die Saat gieng auf, und wuchs und brachte Frucht, und die Menschen waren deß sehr verwundert und erfreuet, und bauten den Acker lange fleißig und mit Nutzen. In der Folge fanden aber einige diesen Feldbau zu simpel, und sie wollten die Beschwerden der freyen Luft und der verschiedenen Jahreszeiten nicht mehr ertragen. Kommt, sprachen sie nun, laffet uns den Acker regelrecht und nach der Kunst mit Wand und Mauern einfassen, und ein Gewölbe darüber machen; so können wir den Ackerbau mit mehr Anstand und Bequemlichkeit treiben;

die Einflüsse des Himmels werden eben so
nothwendig nicht seyn; wir sehen diese Ein-
flüsse ja auch nicht.

„Aber, sagten andere: Osiris ließ den
Himmel offen, und sagte: Das müßt ihr
thun, und das Uebrige thun die Einflüsse
des Himmels!“

Das that er nur, antworteten jene,
um den Ackerbau in Gang zu bringen; al-
lenfalls kann man auch noch den Himmel an
dem Gewölbe abmalen. — Sie fasten hier-
auf ihren Acker regelrecht, und nach der
Kunst mit Wand und Mauern ein, machten
ein Gewölb darüber, und malten den Him-
mel daran. — Und die Saat wollte nicht
wachsen! Und sie bauten, und pflügten, und
düngten und ackerten hin und her; aber die
Saat wollte nicht wachsen.

Und viele von denen, die umher stan-
den und ihnen zusahen, spotteten über sie,
und riefen ihnen zu: Ihr Thoren, wisset
ihr denn nicht, daß ohne dem Segen des
Himmels den Menschen keine Arbeit
gedeiht.

Auch Thiere zu quälen ist nicht
erlaubt.

Gespräche zwischen zwey Brüdern.

Franz. Drücke doch den armen Vogel nicht
so in deiner Hand; er ist ja so schon halb todt.

Georg. Der Vater hat mir ihn geschenkt, folglich darf ich damit machen, was ich will.

Franz. Mein, das darfst du nicht, lieber Georg! Er hat ihn dir nicht dazu geschenkt, daß du das arme Thierchen quälst, sondern daß du Freude daran haben sollst.

Georg. Aber eben dieses Quälen freuet mich gewisser Massen.

F. Pfui! Bruder! dadurch verräthst du ein sehr hartes unmenschliches Herz!

G. Es ist ja nur ein Vogel!

F. So? thut es dem armen Thiere nicht wehe, wenn du es ohne Noth so drückst und quälst?

G. Nun sieh; ich lasse ihn los. Ich wollte nur seine Federn recht besehen. Ich habe ihm auch einige ausgerupft; war denn das so unrecht?

F. Freulich war es unrecht! Das Ausrupfen der Federn hat ihm gewiß viel Schmerz gemacht.

G. Darf man denn gar kein Thier quälen?

F. Mein! man darf gar keines quälen, es mag Kaze, oder Hund, oder Maus, oder Wurm, oder Mayenkäfer, oder irgend ein anderes Thier seyn. Jedes Thier ist vom nämlichen Gott erschaffen, der uns Menschen erschuff, und keines kann aus eigener Kraft seine Naturtriebe ändern.

G. Wenn uns nun aber einige Thiere Schaden bringen, und der Schaden nicht anders als durch den Tod solcher Thiere abzuwenden ist, oder wenn wir ihr Fleisch nöthig haben, wie dann?

F. Dann dürfen wir selbe tödten, und schlachten; dabey muß man aber immer Sorge tragen, daß die armen Thiere nicht unnöthig länger gequälet werden, oder zu lange Schmerzen leiden müssen. — Diese Lehre, lieber Bruder, hat man uns in der Schule sehr nachdrücklich eingepreßt; und ich weiß mich noch wohl zu erinnern, daß der Lehrer sagte, man lese in der Geschichte gräßliche Beyspiele, daß Kinder in ihren männlichen Jahren bloß dadurch grausame Mörder geworden sind, weil unverständige Aeltern immer gleichgültig zusahen, wenn jene in ihrer Kindheit unschuldige Thiere marterten, und an dieser unmenschlichen Unterhaltung wohl gar eine Freude fanden. Nun, ein Mörder, lieber Georg, wirst du doch wohl nicht werden wollen? —

G. Gott behüte mich! — Ich will aber auch von nun an kein Thier mehr quälen, und ich danke dir, lieber Bruder, für die gute Lehre recht herzlich.

Der kleine Vogelfänger.

Peter (kömmt eilig ins Zimmer zur Mutter)

O Mutter! Mutter! sieh einmal,
Was ich hier hab'! Ein Vögelchen, o sieh!

Mutter.

Ich seh'; wer gab es dir?

Peter.

Ich selbst;

Auf seinem Neste fieng ich es.

Mutter.

Und' in dem Nest?

Peter.

O! in dem Neste war
Ein ganzes Nest voll Jungen; ach, so klein,
So klein, und ohne Federn noch!

Mutter.

Und was gedenkst du ihm zu thun?

Peter.

In einen Käfich sperr' ich es; und dann
Häng' ich es hier vors Fenster hin!

Mutter.

Und dann?

Peter.

Geb' ich ihm Zuckerbrod,
Und Körnerchen, und Milch, so viel er mag.

Mutter.

Und seine Zungen?

Peter.

O die hohl' ich auch;
Die sollen auch im Käfich wohnen.

Mutter.

So?

Allein ich fürchte, Kind, daß man

In diesem Augenblick dich selbst
Zu holen kommen wird?

Peter.

Wohin?

Mutter.

Zu deinem Vater.

Peter.

! wo ist denn der?

Mutter.

In einem Käfig auch, das man Gefängniß
nennt.

Da soll er, — so befehlt's der Fürst —
Zeitlebens sitzen, du mit ihm.

Peter.

(weinend)

O! der grausame Fürst!

Mutter.

Warum?

Er will euch ja nichts thun; ihr sollt
Dort alles haben, was ihr wünscht;
Nur sollt ihr nie heraus, nie mich,
Nie unsern Garten wieder sehn.

Du weinst? Bedenke doch, der Fürst
Thut dir ja nur, was du dem Vogel thust!

Peter.

(noch immer weinend, indem er den
Vogel fliegen läßt.)

Den Vogel mag ich nun nicht mehr.

Mutter.

Komm, armer Junge, setze dich
Auf meinen Schooß, und hör' mir zu.

Zu deinem Besten hab' ich dich
 Umsonst erschreckt. Dein Vater ist
 Nicht im Gefängniß; dich, mein Kind,
 Wird keiner holen. Sieh ich wollte nur,
 Du solltest fühlen, daß es böse sey,
 Wenn einem armen Thierchen man
 So ohne Noth das Leben bitter macht.
 So wie dir jetzt zu Muthe war,
 So wars dem Vogel auch, als du
 Ihn fiengst. Was das Gefängniß dir,
 Das war der Käfig ihm. Denn, Kind,
 Auch Thieren ist die Freyheit werth,
 Und ein Tyrann ist der, der ohne Noth
 Sie ihnen grausam raubt. Nicht wahr, mein
 Sohn,
 Das hast du nicht bedacht.

Peter.

Ach nein!
 Das hab' ich wirklich nicht bedacht!

Mutter.

So denke künftig dran und laß
 Nie aus der Acht, daß unser Vater, Gott,
 Die Thiere, so wie uns, zur Freude schuff;
 Und daß, wer ohne Noth sie quält,
 Ein Wüthrich ist, der nicht verdient,
 Daß unser guter Vater, Gott,
 Ihm selbst ein frohes Leben, schenkt.

Wie häßlich die Unbarmherzigkeit
sey.

„**W**ilhelm! Wilhelm! Das hättest du sehen sollen! O das war allerliebste! wie da Groß und Klein unter einander wimmelten, und sich die Semmel-Bröckchen vor dem Maule weg schnappten!“ Mit diesen Worten hüpfte das kleine freundliche Lieschen ins Zimmer, gerade auf ihren Bruder Wilhelm zu. Sie war mit ihrer Mutter spazieren gewesen, und hatte den neuen Teich im Huberschen Garten gesehen, wo ein ganzes Heer der größten und schönsten Karpfen pfeilschnell herben schießt, sobald man Brod- oder Semmelkrumen hinein wirft. Ihre Seele war von diesem angenehmen Schauspiel so voll, und die Beschreibung, die sie ihrem Bruder machte, so lebhaft, daß dieser Lust bekam, auch in jenen Garten zu gehen, und mit den muntern Karpfen sein Brod zu theilen. Weil er am Vormittage in der Schule fleißig gewesen, so erhielt er die Erlaubniß seines Vaters bald. Er kaufte noch Semmeln und Zwieback, und nun giengs zum Thore hinaus. Er

dachte nichts als das lustige Gewühl der Fische, und diese Vorstellung machte, daß er seine Schritte verdoppelte.

„Erbarmen sie sich, junger Herr! einer armen Mutter und eines elenden Kindes, rief plötzlich eine Weibsperson ihm zu, die am Wege saß, und das Mitleid der Vorübergehenden anflehte. In ihren Armen hielt sie ein weinendes Kind, dessen Angesicht von Hunger und Krankheit eben so abgezehrt war, als das ihrige. Eine solche Unglückliche sehen, und ihr Elend mindern ist eins, denkt hier jedes weichgeschaffene Herz; aber Wilhelm dachte anders. „Mein armes Kind wird verschmachten, sagte die Unglückliche, und drückte das kleine leidende Geschöpf fester an sich.“

Wilhelm stand ein Weilchen stille, warf einen flüchtigen Blick auf die Elende, und verfolgte dann, weil er keine Zeit verlieren wollte, seinen Gang mit verdoppelter Eile. — Jetzt war er am Ziele seiner Wünsche. Schon sah er das rothe Geländer des Teichs von ferne, aber zu seinem Mißvergnügen zugleich eine Menge Menschen; die es so dicht besetzt hatten, daß für ihn kein Plätzchen mehr übrig war. Voll Unmuth setzte er sich indes in eine Laube. Endlich nach einer halben Stunde, da seine Ungeduld aufs höchste gestiegen war, verließ die Gesellschaft den Garten. Er eilte nun zum Teiche; — fand aber fast

die halbe Fläche desselben mit Brocken von Semmeln, und anderen Gebäcknen bedeckt. Er zerbröckelte einen Zwieback, und warf ihn hinunter; aber da war nichts von dem Fische-Gewimmel, nichts vom begierigen Wegschnappen zu sehen, worüber Lieschen so viele Freude hatte. Er wiederholte diesen Versuch noch einigemal, aber immer vergebens. Getäuscht in seinen Erwartungen und voll vom innern Verdrusse kehrte er endlich nach Hause zurück. Auf dem Wege fiel ihm die dürstige Frau wieder ein, und jetzt würde er ihr vielleicht seinen ganzen Brod-Vorrath gegeben haben; allein sie war im nächsten Dorfe, wo ein armer Landmann sich ihrer erbarmt, und sie und ihr krankes Kind erquickt hatte.

Wilhelm wurde aus einem hartherzigen Jünglinge auch ein hartherziger Mann. Sein Vater hatte ihm große Reichthümer hinterlassen, so daß er sich ein prächtiges Landhaus davon erbauen, schöne Gärten anlegen, und Kutsche und Pferde halten konnte. Er glaubte, man könne keinen nützlichen Gebrauch vom Gelde machen, als wenn man alles zu seinem eigenen Vergnügen anlegte; an das Vergnügen anderer Menschen dachte er gar nicht. Daher sah man denn auch, daß die meisten Armen die Thore seines Landhauses immer traurig und niedergeschlagen verließen, und sich zu den Hütten der Handwerker und

Tagelöhner wandten. Fanden sie bey diesen auch nicht immer Hilfe, so fanden sie doch wenigstens Mitleiden und guten Rath; und auch dieß verminderte ihr Elend.

Oft wurde Wilhelm von rechtschaffenen Männern zur Unterstützung dürftiger Familien aufgefordert; aber immer hieß es: Er habe noch so viel mit Verbesserung seines eignen Zustandes zu thun, daß er an andere gar nicht denken könne. Bald mußte er noch ein Stück Land ankaufen, um seinen Lustgarten zu erweitern; bald hatte er für köstliche Weine, prächtige Geräthschaften, und andere theure Waaren große Summen auszahlen müssen. Er wurde daher in der ganzen Gegend von vielen bedauert, von den meisten aber verabscheut, und fast nie bey seinem wahren Namen, sondern nur immer der reiche Unbarmherzige genannt. So lebte er einige Jahre, nach dem Urtheile einiger Wenigen, die nur das Aeußere seines Zustandes kannten, glücklich und in Freuden. — Auf einmal aber verbreitete sich das Gerücht: das Vermögen des reichen Unbarmherzigen sey erschöpft, und seine Gläubiger würden sich des schönen Landhauses, und aller seiner übrigen Güter bemächtigen. Dieß geschah auch wirklich nach einigen Tagen. Der unglückliche Wilhelm, der von seiner frühesten Jugend an nur immer gute Tage gesehen, im Ueberflusse gelebt, und Kummer,

Mangel und anders Elend nur den Namen nach kannte, sah sich nun plötzlich in einen Zustand versetzt, der so traurig war, daß er sich mit Worten unmöglich beschreiben läßt. Welches Herz konnte sich ihm mitleidig eröffnen, da er das Seinige gegen Arme und Hilflose so lange hatte verschließen können? Welcher Rechtschaffene konnte sich seiner annehmen, da er seinen Beystand so vielen Rechtschaffenen hartherzig versagt hatte? — Er fand also nirgends Mitleiden, wo man ihn kannte; und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als in eine entferntere Gegend zu fliehen, wo er noch vielleicht jetzt einen durch Ausschweifungen und Wollüste entnerbten und zu aller Arbeit untüchtig gewordenen Körper umherschleppt. Er erbettelte sein Brod vor den Thüren derer, die er sonst hochmüthig und gefühllos verachtet hatte.

Ermunterung zur Wohlthätigkeit.

Wer schleicht dort schwach an seinem Stab
Gebückt vor Kummer hin?
Ein Gott vom Himmel sieht herab,
Er sieht auf mich und ihn.
Der Gott gab Glück und Freude mir,
Und jenem Sorg' und Noth.

Womit verdient' ich wohl von dir
Das befre Loos, mein Gott!

Der Arme, den der Mangel drückt,
Ist dein Geschöpf, wie ich,
Er leidet und ich bin beglückt;
Wie rührt sein Anblick mich!
Ich eil' und will, so gut ich kann,
Ihm gern behülflich seyn;
Der arme alte schwache Mann
Wird mir dann dankbar seyn.

Und sein von Dank gerührter Blick
Prägt in mein Herz sich ein,
Er lehret über mein Geschick
Vor Dankbarkeit mich freun.
Des Wohlthuns Freude mehret noch
Die Lust, beglückt zu seyn.
Möcht' ich des bessern Schicksals doch
Nur niemals unwerth seyn!

Die wohlthätigen Kinder.

~~~~~

Hurtig einen Kreuzer her! rief Wilhelmine zu ihrer Schwester Therese, unser guter Alter ist wieder da, und sieht so erfroren und kümmerlich aus. Ich habe hier meinen Kreuzer schon in Bereitschaft und ein Stück Brod dazu.

Hierauf blieb der arme Greis, welcher Hermann hieß, ungewöhnlich lange aus, und die gutherzige Wilhelmine fiel auf den Gedanken, daß er krank seyn möchte. Komm, sprach sie zu ihrer Schwester, laß uns zu ihm hingehen, vielleicht ist der arme Mann krank, wir wollen das Haus schon erfragen.

Sie erbathen nun von ihren lieben Aeltern dazu Erlaubniß, kamen hin; und sieh! sie trafen Niemand, als eine alte Frau im Bette an, die nicht wußte, was sie zu dem unvermutheten Besuche dieser Kleinen sagen sollte. — „Gute Frau! sprachen die beyden wohlthätigen Schwestern, wohnt hier nicht der arme Greis, welcher Hermann heißt?“

Ach! er hat hier gewohnt, antwortete die Alte weinend; aber er ist vor vierzehn Tagen gestorben. Er war mein Mann, und ich — ach Gott! ich bin sehr arm, und werde ihm bald nachfolgen. Ich fühle, daß ich sehr krank bin. — Sind Sie etwa die Kleinen lieben Jungfern, von welchen mein Mann mir so viel Gutes erzählt hat? —

Die guten Kinder weinten jetzt mit der armen Frau, und konnten ihr ihre Frage gar nicht beantworten.

„Ach! er hat, fuhr die alte Frau fort, noch in der letzten Stunde von Ihnen geredet, und Ihnen alles Gute gewünscht. Schlagen Sie doch das Evangelien-Buch dort auf dem Tische auf; es liegen zwey ausgeschnittene Bilder

darinne, die er Ihnen immer noch bringen wollte; sie waren ihm sehr werth, und er hat mich dringendst gebeten, diese Bilder Ihnen ehebäldest zuzustellen. Sie möchten selbe als ein Andenken von ihm ja nicht ver-
schmähen.

Die Kinder nahmen die Bilder mit in-
niger Rührung an, und hoben selbe als ein werthes Vermächniß des frommen Greises auf. Auch bathen sie ihre Frau Mutter, die Franke alte Frau verpflegen zu dürfen. Sie brachten ihr oft selbst etwas, bis sie starb.

Wilhelmine und Therese wurden groß und glücklich, und immer machte es ihnen Freude, wenn sie daran dachten, wie viel sie den beyden alten Leuten Gutes gethan hatten.

Wie gute Kinder ihr Geld anwenden sollen.

Jakob, ein sorgfältiger, weiser Vater, wenn er den Armen etwas thun wollte, ließ es meistens durch die Hände seiner Kinder geschehen, damit sie frühzeitig lernen möchten, gegen den Nächsten wohlthätig zu seyn.

Auch gab er seinen Kindern oft ein Geld, das sie nach Belieben anwenden konnten. Er fragte aber allemal nach einer Zeit, wie sie es verwendet haben. Dieß schien ihm die beste Art zu seyn, Kindern zu zeigen, wie sie mit dem Geld umgehen sollten. Einst an seinem Namenstage gab er jedem Kinde drey Zehner. Nach acht Tagen fragte er sie, wie sie das Geld angewendet hätten.

Der jüngere Sohn sagte: „Ich habe noch alles Geld, bis auf 3 Kreuzer, die ich den Armen gegeben.“

Gertraud, die eben das Stricken lernte, zeigte dem Vater ihr Gestricke von dem Zwirne, den ihr die Mutter für dieses Geld eingekauft hatte.

Ich, sagte Niklas, der ältere Sohn, ich habe alles dem alten armen Schullehrer gegeben; er hat meinerwegen auch viele Mühe gehabt.“

Recht mein Kind! antwortete der Vater, das ist billig, daß man gegen seine Wohlthäter dankbar ist, und die größten Wohlthäter nach euren Aeltern sind eure Lehrer.

Kluge und christliche Wohlthätigkeit.

Ich kenne einen reichen Mann, der von vielen für geizig gehalten wird, weil er in

seinen Ausgaben sparsam, in seiner Kleidung gemein, und gegen herumlaufende junge starke Bettler nicht freygebig ist. Aber dieser Mann giebt jährlich zum Armen-Institute über sechszig Gulden, damit man sie unter die wahren Armen austheilen möchte. „Ich will, so denkt er, gern von dem, was ich mit Mühe und Fleiß, und Gottes Segen erspare, den Nothleidenden mittheilen; aber ich möchte es gerne in der Stille und mit Klugheit thun. Das Armen-Institut schweigt dazu, und daselbst muß man es doch besser wissen, als ich es wissen kann, wer des Almosens bedürftig und wahrhaft würdig ist.“

Der sparsame Bauer.

* * * * *

Zwey Einwohner eines durch Brand verunglückten Dorfes giengen um Brandsteuer herum. Unter andern kamen sie zu einem großen Bauernhof. Der Bauer stand eben vor der Thür, und verwies es einem Knecht ernstlich, daß er die Stricke, woran die Dörsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen, und die Sachen nicht besser verwahre. Da sie dieses von weiten hörten, sagts

einer zu dem andern: „O wehe, dieser Mann ist geizig; da wirds nicht viel für uns geben!“

Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauer ganz liebevoll empfangen, und ins Haus geführt. Sie erzählten ihm ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen zu Essen aufsetzen, gab ihnen ein schönes Stück Geld, und versprach, zwey Scheffel Samenkorn in das verunglückte Dorf zu schicken.

Die Männer verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit, und gestanden es während des Essens frehmüthig, daß sie ihn anfangs für karg und geizig gehalten, weil er dem Knecht wegen einer solchen Kleinigkeit einen so harten Verweis gegeben habe.

„Liebe Freunde! antwortete der Bauer, eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir nebst dem, was ich für mein Haus, und für meine Kinder brauche, noch so viel übrig, daß ich auch den Nothleidenden helfen kann. Ein anders ist geizig, und ein anders ist sparsam seyn.“

Wohlthätigkeit einer geizigen Seele.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Helfer der Bedrangten seyn,
Und lieber minder zu ergößen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut' ein Vermögen
 Von Sonnen Golds durch Erbschaft zu.
 Nun, sprach sie, hab' ich einen Segen
 Von dem ich Armen Gutes thu'.

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem
 Glücke

Ein siecher Alter vor ihr Haus,
 Und bath, gekrümmt auf seiner Krücke,
 Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie, ganz durchdrungen von Erbarmen,
 Fühlte' inniglich des Armen Noth;
 Sie feuftz, und geht, und bringt dem Armen
 Ein großes Stück — verschimmelt Brod.

Das Gebeth.

Ein Eremit am Libanon,
 Den man als einen Heil'gen ehrte,
 Und welchen Gott zum öftern schon
 Durch himmlische Gesichte lehrte,
 Lag flehend einst vor Gottes Thron:
 Da nahte sich in stiller Feyer
 Eloah, Fürst der Seraphim,
 Berührt sein Aug', und spricht zu ihm:
 „Sieh jenes Weib im Nonnen-Schleier
 Und schwarzen, härnen Brustalar,

Sie kniet am heil'gen Sühnaltar,
 Und ein Gebeth des Isaïden (*
 Strömt über ihre Lippen hin. —
 Und hier, wie sehr von ihr verschieden,
 Ist diese junge Städterinn!
 Die Freude lacht aus ihren Mienen,
 Und mit erhitzter Emsigkeit
 Wirkt sie ein buntes Feyerkleid:
 Sprich, welche bethet unter ihnen? —

Die am Altar, erwiedert er,
 Und fällt aufs Antlitz und erröthet. —
 „Du irrst; sie sagt Gebethe her;
 Berseht der Engel; — diese bethet.“ —

Sie? — rief der Klausner; ihre Hand
 Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
 Ein Kleid — — — „Für eine arme Waise.“
 Sprach Gottes Herold, und verschwand.

Der Cocusbaum.

Vor Zeiten stand an einem heitern Bach
 Ein Cocusbaum, in dessen breiten Schatten,
 Die Vögel manche Freuden hatten.
 Sie hegten Junge unter seinem Dach,
 Sie nährten sich vom Marke seiner Nüsse;

*) David.

Der Adler selbst verließ Kronions *) Vorge-
mach,

Und buhlte hier um Zephyrs **) laue Küsse.
Einst brach ein Wetter aus. Der aufge-
schwollne Fluß

Zernagt des Baums entblößte Füße;

Der Hauch des wilden Aeolus ***)

Streift seine Blätter ab, zermalmet seine
Früchte.

Die Vögel sahn mit traurigem Gesichte
Herab in der Verwüstung Graus.

O Schade! rief der Geyer aus;

Hier giebt es nun nichts mehr zu knacken;

Ich ziehe fort! — Auch ich, versetzt der Specht:

Ich richte nicht; allein der Baum hob sei-
nen Nacken

Auch allzustolz empor. — Die Götter sind
gerecht,

Fiel ihm die Elster ein; Das hab' ich stets
gefunden;

O Freunde, sehd ihr Flug, so warnet euch
dieser Fall! —

Wer ist nicht gerne Flug? — Schon war in
wenig Stunden

Der Vögel ganzes Chor verschwunden.

Nur eine Taube blieb, und eine Nachtigall.

*) Jupiters.

**) Ein sanfter lauer Abendwind.

***) Gott der Winde bey den Heiden.

Die Taube sprach: Wir wollen hier ver-
weilen,

Und mit dem Baum, der uns so manches
Gute gab,

Sein trauriges Verhängniß theilen. —

Ja Freundin, du hast Recht! sein Grab
sey unser Grab,

Bersekzt die holde Philomese:

Vielleicht bewegt mein kläglich Lied

Noch einen Mann von weicher Seele,

Daß er des Baumes Fuß mit einem Damme
umzieht:

Dann lebt er wieder auf, und eine neue Krone
Umlaubt sein welkes Haupt. „Ha! rief im
leisen Tone

Die Dryas*) aus dem Stamm: Heil dir
du frommes Paar!

Mein Herz vergift den Hohn der Heuchler
und der Feinde,

Und schlägt nur noch für euch. Wenn Un-
glück, wenn Gefahr

Uns Freunde giebt, so sind es wahre
Freunde.

*) Die Schutzgöttinn des Baumes.

Der Freund in der Noth, wie es in
der besten Welt viele giebt.

In einer Nacht verlor Aret
Sein Gut durch einen Brand:
Und Better, Freund und Tischpoet,
Ja selbst sein Hund verschwand.

Ein Kater nur blieb ihm getreu;
Der theilte seinen Schmerz,
Und schwellte durch sein Angstgeschrey
Noch mehr des Mannes Herz.

Wie, sprach Aret, bist du allein
Mein Freund noch in der Noth?
Gott! warum bin ich arm! — doch nein!
Hier ist ein Bissen Brod.

Komm theile diesen Schatz mit mir,
Er ist von Thränen feucht. —
„Den roch ich eben, ruft das Thier,
Verschlingt ihn, und entfleucht.“

Der Frühling ein Bild der Auf-
erstehung.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen vermag!“ So sprach einst Vater Wilhelm zu seinem zwölfjährigen Sohne Ludwig, als nach langer Trübne im Frühjahr der Südwind gelinde Witterung brachte, darauf ein fruchtbarer Regen folgte, und Wohlgeruch die Luft erfüllte. Wo vorher die Farbe der Verwesung, ein falbes Grau die Gegend bedeckte, und alles todt zu seyn schien, da blickten in wenigen Stunden die Spizen der Frühlingskräuter hervor; und ein liebliches Grün wurde nun allmählig die herrschende Farbe der ganzen Gegend.

Solche Gelegenheiten, wo sich jede menschliche Seele frohen Empfindungen öffnet, benützte Vater Wilhelm sorgfältig, um seinen Kindern die ersten bleibenden Eindrücke der Religion ins Herz zu prägen. Auch diesmal wollte er durch die Rede: „Sieh was ein fruchtbarer Regen vermag,“ ein Gespräch veranlassen, welches ihm Gelegenheit darböthe, seinem Sohne eine der tröst-

Gemeinn. Sonntagsbl. 1796. II. Bändch. Nro. 8:

lichsten Lehren, die die Religion enthält, nämlich, die Auferstehung oder Wiederherstellung des ganzen Menschen begreiflich und glaubwürdiger zu machen; und er verfehlte seinen Zweck nicht; denn bald antwortete ihm sein Sohn.

Ludwig. Lieber Vater, färbt denn der Regen alles grün?

Vater. Nein, mein Sohn; sondern Gott hat das Grünen, oder das natürliche Bestreben, wieder grün zu werden, selbst in die Pflanzen gelegt, und sie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Witterung es ihnen erlaubt.

Ludwig. Aber sie waren ja noch vor wenigen Tagen alle todt und verwelkt.

Vater. Sie schienen zwar so; aber in jeder Pflanze war doch ein lebendiger Keim, der so lange schlief, bis ihn der mildere Frühling erweckte, um sich in Blüthen und Blättern durch neues Wachsthum lebendig zu zeigen.

Ludw. Lieber Vater, dieser Keim macht es also wohl, daß die Pflanzen hervordachsen?

Vat. Ja, mein Sohn! im Keime ist das Leben der Pflanzen, und wie die Naturforscher durch ihre Vergrößerungsgläser bemerkt haben, kann man sie schon im Keimen ganz darin sehen.

Ludw. Der Keim ist also nicht die vorige Pflanze?

Bat. Nein; sondern er ist das Beste, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas mußte sie der Erde, von der sie so lange genähret worden, wieder zurückgeben, nämlich, ihre abfallenden Blüthen, ihre verwelkenden Blätter, manche verwesende Frucht, und oft ihren ganzen Halm oder Stengel, welches alles abstirbt und zur Erde wird.

Ludw. Aber, lieber Vater, wenn wir Menschen sterben, dann wird wohl unser ganzer Leib verwesen? Genug aber, daß unsre Seele dann noch lebt.

Bat. Es ist wahrscheinlich, mein Sohn, daß unsre Seele nie ohne einen gewissen Körper menschlich wirken kann; daher hat uns Gott in seinem heiligen Worte versprochen, unsre Seelen zu seiner Zeit wieder mit ihren Körpern zu vereinigen. Dieses wird die Auferstehung der Todten seyn. Welches dann so viel heißt, als die Wiedervereinigung der eine Zeit lang getrennten wesentlichen Theile des Menschen.

Ludw. Sagt mir doch, Vater, was ist denn eigentlich der Tod?

Bat. Der Tod ist die Unbrauchbarkeit aller Sinneswerkzeuge und Glieder zum fernern irdischen Leben.

Ludw. Und was ist die Beerdigung, oder das Begräbniß der Todten?

Vat. Sie ist eigentlich die Ausfaat des Saamens vom künftigen Menschen, damit der im Körper liegende Keim des vollkommern Leibes, der einst erstehen wird, in der Erde zur Verwandlung tüchtig und reif werde.

Ludw. Und was ist die Auferstehung?

Vat. Sie ist die zweite Geburt des aus der Erde verwandelten Menschen, der alsdenn zum bessern, unvergänglichen Leben reif und tüchtig ist.

Ludw. Nun, lieber Vater, will ich mich auch nicht mehr so sehr vor dem Tode fürchten, da ich nun weiß, wozu es mir hilft.

Vat. Liebe Gott, mein Sohn, und halt seine Gebote, so kannst du im Leben und im Tode getrost seyn. Denn Gott hat alle seine Geschöpfe lieb, und ihre Veredlung oder Verbesserung war die eigentliche Absicht des Schöpfers.

Ludw. Aber, lieber Vater, was ist denn für eine Aehnlichkeit zwischen der natürlichen Begebenheit, die wir heute bemerkt haben, und zwischen unsrer Auferstehung? Sagt mir das doch noch einmal, ich will es auch gewiß behalten, und mich dessen oft wieder erinnern.

Vat. Erstens ist es Gott ein Leichtes, alles, was gestorben schien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann alsdenn sein allmächtiger Befehl wirken.

Zweytens: In allem, was da gewesen ist, liegt ein Keim fortzuleben, oder wieder in neuer Gestalt zu erscheinen.

Drittens: Auch in uns wird Gott dazu die Anlage gemacht haben, sonst wären wir schlechter, als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung dessen, was täglich und jährlich geschieht, oder der Begebenheiten in der Natur kann uns die Lehren der Religion glauben helfen; aber nur alsdenn, wenn wir im Denken mehr gelibt sind, und überhaupt an Erweiterung unsrer Erkenntniß über Gott und uns selbst, wie der Apostel Paulus in dem ersten Briefe an die Korinther schrieb, Freude empfinden.

Betrachtung des Todes.

* * * * *

Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
 Sein Leben ist ein fallend Laub;
 Und dennoch schmeichelt er sich gern,
 Der Tag des Todes sey noch fern.

Der Jüngling hofft des Greises Ziel,
 Der Mann noch seiner Jahre viel,
 Der Greis zu vielen noch Ein Jahr;
 Und keiner nimmt den Irrthum wahr.

Sprich nicht: Ich denk' in Glück und Noth
Im Herzen oft an meinen Tod.
Der, den der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.

Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu thun, was uns der Herr gebent,
Und unsers Lebens kleinster Theil
Ist eine Frist zu unserm Heil.

Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt Gott alles an das Licht,
Und macht was hier verborgen war,
Sogar Gedanken offenbar.

Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So sey gerecht, und stets bereit,
Prüf deinen Glauben, als ein Christ,
Ob er durch Liebe thätig ist.

Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu seyn,
Dieß macht noch kaum von Sünden rein.

Ein Herz, das Gottes Stimme hört,
Ihr folgt, sich nicht zum Bösen kehrt;
Ein gläubig Herz von Lieb' erfüllt,
Dies ist es, was vor Christo gilt.

Die Heiligung erfordert Mühe,
Du wirkst sie nicht, Gott wirket sie;

Du aber ringe stets nach ihr,
Als wäre sie ein Werk von dir.

Der Tugend all sein Leben weihn
Heißt eingedenk des Todes seyn:
Und wachsen in der Heiligung
Ist wahre Todserinnerung. —

Wie oft vergeß' ich diese Pflicht!
Herr, geh mit mir nicht ins Gericht;
Drück' selbst des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich.

Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o Gott! erforschen mag,
Ob Liebe, Demuth, Fried' und Treu,
Die Frucht des Geistes, in mir sey:

Daß ich zu dir um Gnade fleh',
Stets meiner Schwachheit widersteh',
Und einstens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf: Es ist vollbracht.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen

Zusammen kam, um in ein wärmeres Land
 Jenseits des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
 Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
 Allein betrübt, und stumm, und mehrte nicht
 Das wilde Lustgeschrey der Schwärmenden,
 Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm,
 dacht' er

In sich gefehrt, ich half, so viel als ihr,
 Zum Wohl von unserm Staat. Mit Recht
 Trifft dieser Spott mich nicht. Nur ach! wie
 wirds

Mir auf der Reise gehn, mir, den der Schmerz
 Zum weiten Flug Muth, und Vermögen raubt!
 Ich Unglückseliger! bald wird

Das Meer mein Grab. — Warum erschoss
 Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
 Ein günst'ger Wind vom Land ins Meer. Die
 Schaar

Beginnt geordnet jetzt die Reis', und eilt
 Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
 Der Kranke nur bleibt weit zurück, und ruht
 Auf Lotusblättern oft, womit die See
 Bestreuet war, und seufzt vor Gram und
 Schmerz.

Nach öfterm Ruh'n sah er das befre Land,
 Den gut'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
 Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
 Und vielen Spöttern ward die Fluch zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks
drückt,
Ihr Lieblichen, die ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseits des Ufers giebt's ein besser Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Wie sehr man Ursache habe, mit
jeder Einrichtung der Natur
zufrieden zu seyn.

* * * * *

Uch! warum ist es so brennend heiß? sagte
Mariane zu ihrer Mutter, und trocken-
te den Schweiß von der triefenden Stirne
und von den glühenden Wangen. (Es war
eben ein sehr heißer Erntetag) Fast kann
ich nicht mehr athmen.

„Warum es so heiß ist, mein Kind,
kann ich dir in einigen Wochen noch besser
sagen, als jetzt, sprach die Mutter. Jetzt
will ich dich bloß erinnern, daß es Gott ist,
der's so heiß werden läßt, und daß dieser
gütige Vater nichts thut, noch geschehen
läßt, das uns nicht gut wäre.“

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört. Auch bemühte sie sich, die Beschwerde der Hitze, die noch eine Zeit lang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen. Der Monat August floh dahin, und mit ihm die Hitze. Die kühlen Lüfte des Septembers, und der mildere Sonnenschein lockte Marianen täglich in den Garten. Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Ernte. Mariane bewunderte die reizende Pracht der Äpfel, Birnen und Pflirsche, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks gieng nichts. Der Honig selbst dünkte ihr nicht süßer. Ach, Mutter! wie so herrliche Früchte hat uns Gott geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er seyn! Wie lieb muß er uns haben! —

„Ja, mein Kind; aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte. Wisse nun, eben jene Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe, und den herrlichen Geschmack.

Gewöhne dich also, mein Kind, mit allem, was Gott thut, zufrieden zu seyn; denn immer wirst du, es sey früh oder spät, erfahren, daß er's gut mit uns meynte.

Von der Eichel und dem Kürbisse.

Kind, mit Weisheit und Verstand
 Ordnete des Schöpfers Hand
 Alle Dinge. Sieh umher,
 Keines steht von ungefähr,
 Wo es steht. Das Firmament,
 Wo die große Sonne brennt,
 Und der kleinste Sonnenstaub,
 Deines Athems leichter Raub,
 Tratt auf Gottes Allmachtswort
 Jegliches an seinen Ort.
 Alles ist in Gottes Welt
 Gut und weise. Dennoch hält
 Mancher Thor es nicht dafür,
 Ach! — und meistert Gott in ihr! —

Solch ein Thor war jener Mann,
 Den ich dir nicht nennen kann;
 Der, als er an schwachen Ranken
 Einen Kürbis hangen sah,
 Den verwegenen Gedanken
 Aeußerte: Mein, solche Last
 Hätt' ich an so schwaches Reis
 Wahrlich niemals aufgehangen!
 Manchen Kürbis gelb und weiß,
 Reih an Reih in gleichem Raum

Hätt' ich wollen lassen prangen,
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort,
Kömmt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Länge lang in ihrem Schatten,
Und schläft ein. — Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber, als er schläft, entsteht
Schnell ein Säusen. Starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase.

Plötzlich raft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:

O! wie thöricht war ich nicht,
Da ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbiß tragen sollte.
Traff ein Kürbiß mein Gesicht;
Ja, dann lebt ich sicher nicht!
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht! —
Gott hat alles gut gemacht.

 Abendgedanken eines guten Kindes.

Der Tag ist weg; und meine Augenlieder
 Sind matt, und fallen zu.
 Der schöne Tag; — Doch morgen kömmt
 er wieder;
 Ich geh' indeß zur Ruh.

Gespieler hab ich heut, gelacht, gesprungen;
 Das freuet mich recht sehr!
 Doch ist mir's auch im Lernen wohl gelungen,
 Und das freut mich noch mehr.

Ich habe meinen Aestern viel Vergnügen
 Mit meinem Fleiß gemacht;
 Das soll mich himmlisch süß in Schlummer
 wiegen,
 Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen guten Kindern träumen,
 Wie sie im Himmel sind,
 Und spielen unter schönen Aepfelbäumen;
 Komm süßer Traum, geschwind!

Mein, komm noch nicht! Laß mich vor allen
 Dingen
 Hinauf gen Himmel sehn,

Und meinen Dank dem lieben Herrn Gott
bringen,
Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott hast alles das gegeben,
Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Aeltern, Lehrer, und daneben
Die schöne Jugendzeit.

Du hast mir auch den heut'gen Tag gegeben,
Und Lust zum Fleiß und Spiel,
Und dieß vergnügte süße süße Leben,
Und noch so tausend viel!

O lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
O sey mir ferner gut!
Allgütiger! nochmal: ich danke, danke!
Sey mir noch ferner gut!

Gieb, daß ich dich und meine Aeltern liebe;
Und gerne folgsam sey,
Und immer mich in allem Guten übe;
Und steh mir immer bey.

Ha! was ersleht man nicht von dir für Gaben!
O Gott! ich faß' es kaum!
Laß alle Theil an deinem Segen haben! —
Jetzt komm nur schöner Traum!

Der Bauersmann beym Anbruch des
Tages an seine Hausgenossen.

Die Morgenstund trägt Gold im Mund;
Frisch auf! schon kräht der Hahn,
Viel Schlafen ist uns nicht gesund
Drum flugs euch angethan!

Schon singt das Lerchlein auf der Heid'
Im goldnen Morgenschein;
Und ihr — wie schläfrig ihr noch send!
Schämt euch ins Herz hinein!

O Gott, wie schön die Sonn' aufgeht,
Wie labt sich das Gemüth!
O wie so frisch der Garten steht!
Wie Kraut und Blümlein blüht!

Noch hängt der Thau schön blizend dran;
Den goß in aller Früh
Ein Engel aus; mich Bauersmann
Vergift der Himmel nie.

Dank dir, daß du auch Weib und Kind
 Du Engel, diese Nacht
 Und mich, und all mein Hausgesind
 So treulich hast bewacht.

Wir wollen nun von Herzen gern
 Auf zu der Arbeit stehn,
 Und nicht, wie manche große Herrn,
 Vom Bett' zu Tische gehn.

Laßt uns hinaus ins Freye ziehn!
 Frisch, Kinder, frisch heran;
 Damit die Ameis' und die Bien'
 Uns nicht beschämen kann.

Und du im Himmel sieh herab
 Auf uns und unser Feld!
 Und wende Flut und Hagel ab!
 Du bist der Herr der Welt.

Und kommen wir beynt Abendroth
 Dann heim in Müh' und Schweiß;
 So segne lieber guter Gott
 Uns auch noch Krank und Speiß.



Testament eines tugendhaften
Vaters.

„Sohn,“ fieng der Vater an, indem er
sterben wollte,

„Wie ruhig schlief ich jetzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wis-
sen sollte!

Du bist es werth, und wirst es seyn.

Hier hast du meinen letzten Willen:

Sobald du mich ins Grab gebracht,

So brich ihn auf, und such' ihn zu erfüllen;

So ist dein Glück gewiß gemacht.

Versprich mir dieß, so will ich gerne sterben.“

Der Vater starb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf;

Und las: „Mein Sohn, du wirst von mir
sehr wenig erben;

Nur etwa ein gut Buch, und meinen Lebens-
lauf;

Den setz' ich dir zu deiner Nachricht auf.

Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tau-
send Hindernissen

Befließ ich stets mich auf ein gut Gewissen:

Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches
gethan?

Und bist du weiser als am Morgen?

Dies, lieber Sohn, dieß waren meine Sor-
gen.

So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt' ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vor-
sicht fügen.

Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? — Nein! Das Glück der
Welt genügt zu haben.

Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß er-
wirbst.

So dacht' ich, lieber Sohn, so sucht' ich
auch zu leben;

Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir
selber geben.

Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mensch zu seyn.

Wie sich, leider! sehr viele Kinder
frühzeitig selbst ums Leben
bringen.

Fritz sprang einmal mit seinen kleinen Gespielen recht lustig im Freyen herum; aber diese Lust dauerte nicht lange. Der arme Junge hatte sich zu sehr erhitzt, und sogleich kaltes Wasser darauf getrunken. Er wurde bald nachher krank; mußte viele Schmerzen ausstehen, und starb nach wenigen Monaten zum unaussprechlichen Herzeleid seiner guten Aeltern des elendesten Todes.

Wenn du dich erhizet hast, mein Kind! so trink ja nicht sogleich; auch entblöße oder entkleide dich nicht plötzlich, noch gehe alsdenn an solche Orte, wo es kalt, oder kühl ist, oder wo die Luft zieht.

Bist du im Winter in der Kälte gewesen; so nähere dich nicht zu schnell dem heißen Ofen, noch einem Feuer; denn dieß ist ebenfalls der Gesundheit sehr schädlich; und seine Gesundheit aus eigener Schuld zu Grunde richten ist eine große Sünde.

Gottes Vorsehung.

~~*~*

Der guten Mutter gleich, die, inniglich
entzückt,
Auf ihre Kinder schaut, aus Liebe fast erlegt,
Das eine zärtlich küßt, ans Herz das andre
drückt,
Jest eines an der Brust, jest auf dem Schoo-
ße wiegt:
Und, wo sich eines regt, und kindlich nach
ihr blicket,
Um alle, allen hold, die Mutter Sorge schmiegt;
Bald kost'et, bald warnend winkt, bald Liebe
lächelnd nicket,
Gleich liebend, wenn sie lacht, und wenn sie
Fehler rügt: —

Ihr gleich wacht über uns der ew'gen
Vorsicht Blick;
Sie liebt uns alle gleich, sie kömmt mit Heil
und Segen
Und Trost uns Sterblichen meist liebevoll
entgegen:
Doch weigert sie einmal ein vielersehntes
Glück,
So thut sie dies, damit wir kindlich bitten
sollen,
Vielleicht auch, weil wir oft nur, was uns
schadet, wollen.

 Der Geyer und der Rabe.

Der Hain des Gottes zu Delphi *) war
 Die Wohnung eines alten Raben,
 Dem Elster, Kauz, und selbst der Staat
 Das stolze Lob der Weisheit gaben.
 Einst fragt' ihn seiner Enkel Schaar,
 Was doch der Vogel Phönix wäre;
 „Ein Unding, Kinder, eine Mähre
 Vom Aberglauben ausgeheckt,“
 War der Bescheid. — Gerechte Götter!
 Kein Phönix? Ha! verruchter Spötter!
 Rief hier ein Geyer, der versteckt
 Dem Patriarchen aufgepasset,
 Mich nimmt nur Wunder, daß Apoll,
 Der doch gewiß die Ketzer hasset,
 In seinem Hain sie dulden soll.
 Doch ich will seine Schande rächen,
 Und dieser Brut die Hälse brechen.

Er thut's; und ist der erste nicht,
 Der, eigne Leidenschaft zu stillen,
 Dem Redlichen, um Gottes Willen,
 Den Mordstahl in den Busen sticht.

 *) Des Apollo.

 Der glückliche Bauer.

Vivat der Bauer, vivat hoch!
 Ihr seht es mir nicht an;
 Ich habe wenig, und bin doch
 Ein großer, reicher Mann.

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
 Geh' ich vergnügt im Sinn,
 Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld,
 Und pflüge durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht
 Rund um mich nah und fern,
 Und sing daz' mein Morgenlied,
 Und denk' an Gott den Herrn.

Die Krähen warten schon auf mich,
 Und folgen mir getreu,
 Und alle Vögel regen sich,
 Und thun den ersten Schrey.

Indessen steigt die Sonn' herauf,
 Und scheinethell daher, —
 Ist so was auch für Geld zu Kauf,
 Und hat der König mehr?

Und wenn die junge Saat aufgeht,
 Und wenn sie Aehren schießt;
 Und endlich reif zur Erndte steht;
 Wenn's Gras gemähet ist.

O wer das nicht gesehen hat,
 Der hat deß nicht Verstand!
 Man trifft Gott gleichsam in der That —
 Mit Segen in der Hand;

Man siehts vor Augen, wie er frisch
 Die volle Hand ausstreckt,
 Und wie er seinen großen Tisch
 Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn fen'rlich: — Er allein?
 Der Mensch hilft auch; er soll
 Arbeiten, und nicht müßig seyn;
 Und das bekömmt ihm wohl.

Denn nach dem Sprichwort: Müßiggang
 Ist ein beschwerlich Ding;
 Er ist des Teufels Ruhebank
 Für Bornehm und Gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
 Ich dresch' ihn schief und krumm,
 Und pflüg' und hau' ihn fast gar todt,
 Und mäh' ihn um und um.

Und wirds' mir auch bisweilen schwer;
 Mags doch! was schadet das?

Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und morgen bin ich baß. *)

Und fange wieder fröhlich an
Für Weib und Kind. Für sie,
So lang ich mich noch rühren kann,
Verdriest mich keine Müh'.

Ich habe doch, was mir gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir bescheert;
Bescheere mir noch mehr.

Gieb, daß mein Sohn dir auch vertrau,
Weil du so gütig bist;
Gieb ihm, als Mann, einst eine Frau,
Wie seine Mutter ist.

Gutes Betragen der Kinder gegen Dienstbothen.

Begegnet, meine Kinder, den Dienstbo-
then nicht unartig und grob, wie leider! von
vielen geschieht. Befehlt ihnen nichts mit
gebieterischen Worten, sondern bittet sie um

*) besser.

alles, was sie euch zu gefallen oder zu eurer Aufwartung thun sollen. Denn ihr gebt ihnen ja nicht Lohn und Brod; darum habt ihr auch kein Recht, ihnen etwas zu befehlen.

Die Verständigen unter euch begreifen es gewiß sehr leicht, daß es große Sünden sey, wenn Kinder sogar auf Dienstbothen schlagen, sie schimpfen, oder bey ihren Aeltern belügen, und ihnen allerhand Verdruß machen. Die Dienstbothen sind so wohl Menschen als ihr, und haben nur etwa von Gott nicht so viele zeitliche Güter empfangen; die aber auch den eigentlichen Werth des Menschen nicht ausmachen.

Dienstbothen sind so nöthig als Herrschaften, und Herrschaften würden ohne Dienstbothen ein beschwerliches trauriges Leben führen müssen. Sagt, was sollen schwache, Kranke, zarte Kinder anfangen, wenn sie keine Dienstbothen zur Wartung hätten? Die Aeltern können sie selten und oft gar nicht selbst warten; sie bräuchen die Zeit zu häuslichen Geschäften, um sich und ihnen Nahrung, Kleider und andere Lebensbedürfnisse bezuschaffen. Solche nothwendige nützliche Menschen muthwillig beleidigen ist also gewiß sehr unvernünftig und gottlos.

Besonders höflich und freundlich sollte ihr gegen treue Dienstbothen seyn. Sie sind für eure Aeltern ein wahrer Segen Got-

tes, und tragen viel dazu bey, daß dieselben ruhig, bequem und vergnügt leben. Sie sind eure eignen wahren Wohlthäter. Sie haben euch lieb, hüten euch vor allem Schaden, warten euch in Krankheiten auf, freuen sich, wenn ihr gesund seyd, und haben ihre Lust daran, wenn sie euch ein Vergnügen machen können. O! wer sollte solchen guten Menschen nicht freundlich begegnen? Rechtschaffene Aeltern lehren daher auch ihre Kinder durch ihr eigenes Beyspiel, daß man freundlich und billig mit dem Gesinde umgehen soll.

D..., der in seinem ganzen Leben die Freundlichkeit und Güte selbst war, betrug sich auch gegen seine Bediente immer sehr liebreich. Er sprach in Gegenwart seiner Kinder nie unfreundlich mit ihnen. War in ihrer Aufführung etwas fehlerhaft, so hielt er es ihnen gemeiniglich in der Stille vor, ermahnte sie zur Besserung, und begleitete die Ermahnung mit einem Wunsch, daß Gott sie bessern möchte. Nie konnte man an ihm ein finsternes, strenges oder mürrisches Betragen gegen einen Dienstbothen bemerken. Er betrachtete sie alle als seine Kinder, und suchte sie durch Liebe dahin zu bringen, daß sie ihre Schuldigkeit thaten.

Trostlied eines armen Knaben.

Ich bin ein kleiner armer Knabe,
 Mit schlechten Kleidern angethan,
 Und was ich bin, und was ich habe,
 Verdank' ich einem armen Mann.
 Ist auch mein Vater nicht so reich,
 Wie manche Väter sind,
 So bin ich, Kinder, merkt es euch,
 Doch kein verlassnes Kind.

Die Armuth ist mir keine Bürde,
 Entehret brave Kinder nicht;
 Besteht des Menschen wahre Würde
 Nicht in Erfüllung seiner Pflicht?
 Wer Müßiggang und Laster scheut,
 Wird nimmer es bereun;
 Drum sollen Fleiß und Redlichkeit
 Mein ganzer Reichthum seyn.

Muster eines guten Vaters.

Zu N. lebt ein zwar gemeiner, aber sehr
 verständiger, rechtschaffener Mann, den wohl

alle christlichen Aeltern sich zum Muster nehmen, und nachahmen dürften. Dieser wahrhaft weise Vater hält die stete Aufmerksamkeit auf die Erziehung seiner Kinder für seine erste nothwendigste Pflicht. Er sieht seine Kinder als Freunde und Freundinnen Gottes an, denen er den Weg zur wahren Glückseligkeit zeigen soll, und die einst über ihn um Rache zu Gott schreyen würden, wenn er sie auf böse Wege gerathen, und durch seine Schuld unglücklich werden ließe. Er nimmt sie sorgfältig in Acht, daß in ihren jungen Herzen keine Lust zum Müßiggange, zu jugendlichen Ausschweifungen, und zur Weichlichkeit entstehe. Er läßt sie deswegen nie aus den Augen, sie müssen ihn, so viel möglich, bey allen seinen Arbeiten begleiten, und ihm dabey nach ihren Kräften helfen. Auf diese Weise sucht er sie an seine stille, eingezogene, arbeitsame Lebensart zu gewöhnen. Von Gesellschaften, wo sie verdorben werden könnten, hält er sie immer sorgfältig zurück. Sie können seine Liebe durch keine anderen Mittel, als durch Gehorsam, Liebe und Tugend gewinnen. Bey dieser Erziehung sucht er sie besonders gegen alle Bequemlichkeit und Leckerbissen gleichgültig zu machen, sie in der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, den vorzüglichsten Tugenden des geselligen Lebens, stets mehr zu üben, und sie zur Friedfertigkeit, Sanftmuth, und Verträglichkeit gegen

einander zu gewöhnen, damit sie, wie er sagt, auch nach seinem Tode noch gewohnt bleiben, in christlicher Eintracht und Liebe zu leben, und so Gottes Segen fortdauernd zu erhalten.

An Sonn- und Festtagen spricht er mit seinen Kindern öfters von den gewöhnlichen unerlaubten ausschweifenden Freuden vieler ungezogener leichtsinniger Kinder. Er zeigt ihnen dabey, wie thöricht und unrecht solche Belustigungen sind, und erzählt ihnen Beispiele von jungen Leuten, die dadurch frühzeitig in Armuth und Schande, in Lüderlichkeit, Betrügeren, Schulden, und Gewissensangst gerathen, und entweder zum grossen Herzenleide ihrer guten Aeltern und Verwandten, als höchst elende verworfene Menschen, eines kläglichen und schimpflichen Todes gestorben sind, oder für ihren Leichtsinn noch jetzt mit einem siechen drangsalsvollen Leben blühen.

Himmel und Erde zeugen von Gottes Allmacht und Weisheit.

* * * * *

Ist denn rund um die Erde Himmel? fragte einst ein wißbegieriger Schüler seinen Lehr-

rer. Nicht eben so, wie eine Muschale den Kern umgiebt, antwortete der Lehrer; so mußt du dir das Ding nicht vorstellen. Denn der Himmel, den wir sehen, ist nichts weniger, als ein fester oder gläserner Körper, sondern es ist die reinste Luft, die alles umgiebt und trägt.

Der Schüler. Die Erde, die so groß und schwer ist, wird doch nicht von der Luft getragen werden, da bekanntlich die leichteste Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern niedersinkt und herabfällt?

Lehrer. Du hast Recht, mir diesen Einwurf zu machen. Dir ist wohl noch nicht bekannt, was ich dich eben jetzt lehren will.

Gott hat allem dem, was zu einem solchen Ganzen gehört, dergleichen die Erde und andere Sterne sind, eine Eigenschaft ertheilt, nach welcher sich alles gegen den Mittelpunkt des Ganzen, zu dem es gehört, hinneigt, und da zu ruhen strebt. Diese jedem Körper von Gott ertheilte Eigenschaft heißt die Schwere. Du siehst, mein Sohn, daß ein Stein, der mit allmöglicher Kraft in die Höhe geworfen ward, bald wieder zu steigen aufhört, und zu sinken anfängt, bis er wieder auf der Erde ruhet, von der er genommen ward.

Der Schüler. Aber lieber Herr Lehrer, ist denn die Erde rund?

Lehrer. So genau rund und glatt, wie
 Insgemein die künstlichen Erdkugeln gemacht
 zu werden pflegen, ist die Erde nun freylich
 nicht. Du weißt, es giebt Berge und Thä-
 ler: aber wenn man die Größe des Ganzen
 bedenkt, so verschwinden alle diese unbedeu-
 tenden Höhen und Vertiefungen. Denn wenn
 man seinen Stand weit von der Erde wäh-
 len, und sie dann übersehen könnte, so wür-
 de man diese Berge und Thäler gewiß eben
 so wenig mehr bemerken, als man mit freyen
 Augen an den Kugeln von Thon, mit denen
 die Kinder spielen, jene holperichten Un-
 gleichheiten nicht bemerkt, die uns das Ver-
 größerungsglas zeigt. Man kann also auch
 die Erde, aller Berge ungeachtet, immer
 noch rund nennen.

Schüler. Woher kömmt denn Tag
 und Nacht?

Lehrer. Bey uns auf der Erde wird
 davon Tag, wenn die Seite der Erde, auf
 welcher wir wohnen, sich gegen die Sonne
 fehret; und Nacht wird, wenn sie sich von
 der Sonne wegwendet. Man kann sich da-
 von einen anschaulichen Begriff machen, wenn
 man eine künstliche Erdkugel (Globus) von
 der Sonne, oder von einem Lichte gehörig
 beleuchtet herumdreht. Die Länder, wel-
 che beleuchtet erscheinen, haben Tag, und
 die nicht beschienenen Nacht.

Schüler. Welche Allmacht und Weisheit hat Gott im Baue der Erde bewiesen, lieber Herr Lehrer!

Lehrer. Erbaue dich oft, mein Kind, an solchen Gedanken, und bereite dich dadurch vor, auch das fest zu glauben, was von Gottes Anstalten, uns ewig glücklich zu machen, geoffenbaret ist.

Tag und Nacht ist dein (Werk o Gott!) du machest, daß die Sterne ihren gewissen Lauf behalten. Psalm 74. Vers 16.

Heinrich der Große König von Frankreich.

Der große Heinrich froch auf allen Vieren
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
In einem Saal umher. Schnell öffnen sich
die Thüren:

Der Abgesandte von Madrid
Tratt ins Gemach, und sah ihn gallopiern.
„Herr, sind sie Vater?“ rief der Held mit
heiterm Muth,

Und lag noch immer auf den Händen.

Ja, Sie, versetzt der Don. „Gut, sagte
Heinrich, gut

So kann ich meinen Zug vollenden.“

Sie und Wir, oder die Vorzeit und die Gegenwart.

Die Vorzeit begegnete der Gegenwart. Jene, eine würdige Matrone, war sehr einfach, doch mit Geschmack gekleidet. In ihrer Enkelinn aber fand sie ein leichtfertiges buhlerisches Dirnchen. Der bunte Flitterstaat mußte der ernstern Dame eben so sehr auffallen, als das üppige Tragen des Körpers, der alle Künste der Verführung studieret zu haben, und jedermann zur frechen Wollust einzuladen schien.

Die züchtige Großmutter konnte sich nicht enthalten, ihre Unzufriedenheit zu äußern. Doch Gewandtheit der Zunge war auch nicht das letzte gewesen, worauf die Enkelinn sich beflissen hatte. „Aber Mama! Welch ein unverzeihlicher Mangel an Schönheitsgefühl! welche bäurische Einfalt! wie altfränkisch das gesprochen war!“

So begann sich der Strom ihrer Rede zu ergießen, und lange — lange ergoß er sich so unaufhaltsam fort. „Kurz, liebe Großmama, waren die letzten Töne ihrer schnellen Zunge, kurz, Sie müssen es selbst erkennen,

wie gebildet mein Aeußeres, und wie verfeinert mein Geist ist. Mein Wis — o! der hat sie gewiß längst entzückt, und mein Körper — o sehn Sie! sehn Sie, wie geschmeidig, und behend!“ — In zehen Minuten hatte sie alle ihre Künste gemacht, deren Namen doch Legion heißt.

Gemach Töchterchen! sagte jetzt die ernste Vorzeit. Zeige sie mir einzeln jene Vorzüge, die ich nicht gehabt haben soll. Mamsell fand diese Methode zu langweilig; und erst nach vielem Weigern verstand sie sich dazu. Da lief denn fast alles auf ein gewisses geziertes, geschraubtes, täuschendes, unnatürliches Wesen hinaus, für dessen einzelne Aeußerungen sie keinen Namen, geschweige eine ächte gründliche Empfehlung aufzufinden im Stande war.

Das ist also deine geprahlte Glückseligkeit, erwiederte die Mutter voll Unwillen und Verachtung; dieß sind die Fortschritte deines Geistes zur Vollkommenheit? Und ich hätte sie nie gewußt? — O! ich schwöre dir! oft dachte ich mir diese Thorheiten; aber bald erkannte ich sie dafür: oft versuchte ich ähnliche, bald aber fand ich sie unnütz; oft nahm ich gleiche auf, aber bald verstieß ich sie wieder. Erprobte Erfahrung lehrte mich endlich: Für Menschenglück sey nichts sichrer an Dauer, ergiebiger an Vergnügen, reicher an Vortheilen, und wirksamer für die Seligkeit der Zukunft, als — Natur und Wahrheit.

Aufmunterung zur Redlichkeit, Mäßigkeit, Menschlichkeit, Weisheit und Freundschaft.

Ein Volkslied.

Die Zeiten, Brüder, sind nicht mehr,
 Da Treu und Glauben galten;
 Jetzt sind die Worte glatt und leer;
 So machtens nicht die Alten.
 Wie mancher schwört jetzt Stein und Bein,
 Und nie stimmt seine That mit ein; —
 Wir wollen redlich seyn!

Daß Vater Noah Wein erfand,
 Muß jeder Zweifler glauben;
 Er schnitt die Ranken mit Verstand,
 Und kelterte die Trauben.
 Oft, wenn sich seine Kinder freun,
 Berauschen sie sich bey dem Wein; —
 Wir wollen mäßig seyn!

Die Pflicht befiehlt, das Wohlergehn
 Des Nächsten nicht zu neiden;
 Man soll, wenn andre muthlos stehn,
 Sie speisen, tränken, kleiden.
 Der wahre Mensch fühlt ihre Pein,
 Um Trost und Hülfe zu verleihn; —
 Wir wollen Menschen seyn!

Wer nach verbotnen Schätzen strebt, —
 Hat kein vergnügt Gewissen;
 Es quälet ihn, so lang' er lebt,
 Mit bösen Schlangenbissen.
 Ein Irrlicht führt mit falschem Schein
 Ihn in des Unglücks Gruft hinein; —
 Wir wollen weise seyn!

Nie soll der Freundschaft hoher Preis
 Bloß auf der Zunge spielen,
 Ein Freund muß ihn mit ernstem Fleiß,
 Und durch Verdienste fühlen:
 Er muß, vom Eigennuze rein,
 Ihr seine ganze Seele weihn; —
 Wir wollen Freunde seyn!

M i r t i l l.

~~november~~

U n einem stillen Sommerabende hatte Mir-
 till noch den mondbeglänzten Teich besucht.
 Die schöne Gegend im Mondschein und das
 Lied der Nachtigall hatten ihn im stillen Ent-
 zücken länger als gewöhnlich aufgehalten. Aber
 jetzt gieng er zurück durch die von Neben grü-
 ne Laube, die nächst seiner einsamen Hütte
 stand. Da fand er seinen alten Vater sanft

schlummernd am Mondschein, hingsunken, sein graues Haupt auf den einen Arm gelehnt. Da stellt sich Mirtill, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. — Lange stand er da, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise; nur blickt' er zuweilen durch das glänzende Nebenlaub zum Himmel auf, und Freudenthränen flossen dem guten Sohne aus den Augen.

„O du! so sprach er jetzt, du, den ich nächst Gott am meisten liebe! Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie ruhig ist der Schlaf des Frommen! Gewiß schlich sich dein zitternder Fuß aus der Hütte hieher, um den schönen Abend im stillen Gebethe zu feyern, und bethend schließt du ein. O! du hast gewiß auch für mich gebethet, Vater! Ach wie glücklich bin ich! Gott erhöret dein Gebeth; oder warum ruhet unsre Hütte so sicher unter fruchtenschweren Aesten? Warum ist der Segen bey unsrer Heerde und auf unserm Felde? Oft, wenn du über meine schwache Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weintest: wenn du dann gen Himmel blicktest, und freudig mich segnetest; ach was empfand ich dann, Vater! Ach dann schwellt mir die Brust, und häufige Thränen entströmen meinem Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte giengst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahst, und

die Bäume voll Früchte, und die gesegnete Gegend umher, da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau geworden, send immer gesegnet liebe Aecker und Wiesen! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werde ich euch an seligere Gefilde vertauschen. — Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren! Trauriger Gedanke! Ach! dann — — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen; und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grab streuen.“

Jetzt schwieg Mirrill, und sah mit thränenden Augen auf den Greis. „Wie er lächelnd schlummert! sprach er jetzt schluchzend. Gewiß mahlt ihm ein seliger Traum einige von seinen frommen Thaten vor. Wie der Mond sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O, daß dir die kühlen Abendwinde nicht schaden, noch der feuchte Thau!“ — Jetzt küßt er ihm die Stirne, um ihn sanft zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um ihn zu einem noch sanftern gesüßtern Schlummer auf weiche Felle zu legen.

I r i n.

An einem schönen Abend fuhr
 Irin mit seinem Sohn' im Rahn
 Auf's Meer, um Reußen in das Schilf
 Zu legen, das ringsum den Strand
 Von nahen Eilanden umgab.
 Die Sonne tauchte sich bereits
 In's Meer, und Fluth und Himmel schien
 Im Feu'r zu glühen. — „O wie schön
 Ist jetzt die Gegend,“ sagt entzückt
 Der Knabe, den Irin gelehrt,
 Auf jede Schönheit der Natur
 Zu merken. Sieh, sagt er, den Schwan,
 Umringt von seiner frohen Brut,
 Sich in den rothen Widerschein
 Des Himmels tauchen! Sieh, er schiffet,
 Zieht rothe Furchen in die Fluth,
 Und spannt der Flügel Segel auf. —
 Wie lieblich flüstert dort im Heine
 Der schlanken Espen furchtsam Laub
 Am Ufer, und wie reizend fließt
 Die Saat in grünen Wellen fort,
 Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
 O was für Anmuth haucht anjehet
 Gestad' und Meer, und Himmel aus!
 Wie schön ist alles, und wie froh
 Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt Grim, sie macht uns froh
 Und glücklich; auch du wirst durch sie
 Glückselig seyn dein Lebenlang,
 Wenn du dabey rechtschaffen bist,
 Wenn wilde Leidenschaften nicht
 Von sanfter Schönheit das Gefühl
 Verhindern. O Geliebtester!
 Ich werde nun in kurzem dich
 Verlassen und die schöne Welt,
 Und in noch schönern Gegenden
 Den Lohn der Redlichkeit empahn.
 O, bleib der Tugend immer treu!
 Und weine mit den Weinenden,
 Und gieb von deinem Vorrath gern
 Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
 Zum Wohl der Welt; sey arbeitsam.
 Erheb zum Schöpfer der Natur,
 Dem Wind und Meer gehorsam sind,
 Den Geist! Wähl' lieber Schand und Tod,
 Eh' du in Bosheit willigest.
 Geld, Ueberfluß und Pracht ist Tand;
 Ein ruhig Herz ist unser Theil. —
 Durch diese Denkungart, mein Sohn,
 Ist unter lauter Freuden mir
 Das Haar verbleichet. Und wiewohl
 Ich achtzigmahl bereits den Wald
 Um unsre Hütte grünen sah;
 So ist mein langes Leben doch,
 Gleich einem heitren Frühlingstag
 Vergangen, unter Freud' und Lust. —
 Zwar hab' ich auch manch Ungemach

Ersitten. Als ein Bruder starb,
 Da flossen Thränen mir vom Aug',
 Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
 Oft auch ergriff mich auf dem Meer
 Im leichten Kahn ein Sturm, und warf
 Mich mit den Wellen in die Luft;
 Am Gipfel eines Wasserbergs
 Hieng oft mein Schiffchen in der Luft,
 Und donnernd fiel die Fluth herab,
 Und ich mit ihr, dem Tode nah.
 Allein bald legte sich der Zorn
 Des Windes, und die Luft ward hell,
 Und ich erblickt' in stiller See
 Der Sonne göttlich schönes Bild;
 Und Ruh' und Freude kam zurück
 In meine Brust. — Ist wartet schon
 Das Grab auf mich Ich fürcht' es nicht.
 Der Abend meines Lebens wird
 So schön, als Tag und Morgen seyn. —
 O Sohn, sey fromm und tugendhaft!
 So wirst du glücklich seyn, wie ich;
 So bleibt dir die Natur stets schön. " —

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
 Trins, und sprach: Nein, Vater! nein,
 Du stirbst noch nicht! O, möchte Gott
 Dich noch erhalten mir zum Trost! "
 Und viele Thränen flossen ihm
 Vom Aug'. — Indessen hatten sie
 Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
 Stieg aus der See, sie ruderten
 Gemach der Heimath wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
 beweint ihn lang, und niemals kam
 Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
 Ein heil'ger Schauer überfiel
 Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
 Vor's Antlitz tratt. Er folgte stets
 Den frommen Lehren. Segen kam
 Auf ihn. Sein langes Leben schien
 Auch ihm ein Frühlingstraum zu seyn.

Betrachtung über Pflanzen und Blumen.

Der erste erhabenste Prediger, der die Eh-
 re des allmächtigen Gottes aller Welt ver-
 kündigt, ist das Firmament, woran Sonne
 und Mond und zahllose Sterne so herrlich
 glänzen. Es bedurfte nur dieses mit Flam-
 menschrift geschriebenen Buches, um allen
 Menschen alle Entschuldigung zu benehmen,
 und sie vom Daseyn eines höhern Wesens,
 das diese ungeheure Himmelskörper schuff und
 ordnete, und in fortdauernde Bewegung setz-
 te, augenscheinlich zu überzeugen.

Jedoch ist die göttliche Weisheit nicht
 minder in ihren kleinsten Werken bewunde-

bernewürdig, und durch diese will sie sich uns, so zu sagen, näher mittheilen, und uns einladen, daß wir sie, ohne Furcht, von ihrem zu großen Glanze geblendet, oder von ihrer Größe niedergedrückt zu werden, näher beschauen, und kennen lernen.

In der dem Scheine nach unbedeutendsten Pflanze sind Dinge, die den erhabensten Geist in Erstaunen setzen. Das schärfste Auge kann immer nur ihre größten Organe, aber nie das Geheimniß ihrer Belebung, Nahrung, und Vermehrung ganz kennen lernen. Nicht der geringste Theil eines Pflänzchens ist vernachlässigt. Ebenmaß und Ordnung sind überall daran sichtbar. An den Blättern ist eine so verschwenderische Mannichfaltigkeit von Biegungen, Ausschnitten, Schönheiten und Verzierungen angebracht, daß keines dem andern vollkommen ähnlich sieht.

Welche Wunder entdecken wir nicht durch Hülfe der Vergrößerungsgläser in den kleinsten Samenkörnern! Und wie viel Trieb und Kraft hat Gott durch seinen allbelebenden Hauch darein gelegt! Scheint es nicht benähe, als hätte er dadurch den Pflanzen eine Art von Unsterblichkeit ertheilt?

Ist wohl etwas unserer Bewunderung würdiger, als die Auswahl der allgemeinen Farbe, die alle Pflanzen verschönert? Hätte Gott unsre Felder und Wiesen roth oder weiß

gefärbet, welches Auge könnte ihren Glanz ertragen! Hätte er sie durch düstere Farben verdunkelt, wer hätte sich an einer so traurigen und finstern Ansicht ergötzen können? Ein angenehmes Grün hält zwischen beyden das Mittel, und steht mit unsern Augen in einem solchen Verhältnisse, daß es dieselben mehr ruhen läßt, als anstrengt. Jedoch, was man erst nur für Eine Farbe hält, ist eine Mannichfaltigkeit von Farben, die in Erstaunen setzt. Grün überall, aber nicht überall das nämliche Grün. Keine Pflanze ist ganz so gefärbt, wie die andere; und diese erstaunliche Verschiedenheit, die keine Kunst nachzuahmen vermag, wird überdieß noch durch jede Pflanze vergrößert. Denn jede hat ein anderes Grün bey ihrem Aufkeimen, ein anderes bey ihrem Wachsthume, und ein anders bey ihrer Reife.

Das Nämliche kann man auch von der Gestalt, dem Geschmacke, und von dem Nutzen der Pflanzen sagen, sie mögen nun als Nahrungsmittel, oder als Arzneyen angesehen werden.

Hätte Gott dem Grase die Kraft nicht verliehen, auch alsdenn, wenn es schon lange trocken und aufbewahrt ist, Pferde, Rinder und andere uns nützliche Thiere zu ernähren, was sollte der Landmann, oder auch der reichste Gutbesitzer anfangen, um Thiere von so einer Größe, die nur nach dem

Maas ihrer Kräfte uns nützlich sind, gehörig zu sättigen? Wollte man es versuchen, einen Menschen, so wie diese Thiere, zu nähren, oder gäbe man ihm, weil er doch gestrocknetes Gras nicht genießen kann, Brühen, Dekokte (Abküde) von einem Büschel Heu oder Stroh, würde man ihm wohl dadurch lange beim Leben erhalten können? Und dies nämliche Gras ist doch für andere Gattungen von Thieren hinreichend, nicht allein um sie leben zu machen, sondern auch noch um zweymal des Tages eine Milchquelle in ihnen zu eröffnen, die oft einer ganzen Menschen-Familie zur hinlänglichen gesunden Nahrung dienet. Man betrachte dieses Wunder, das, ohne jemals ergründet worden zu seyn, und so alltäglich ist, wird man wohl die Weisheit und Güte Gottes zu bewundern müde werden können?

Berseehe man sich nun im Geiste auf eine blumichte Wiese, oder in einen wohlangebauten Garten. Welcher Anblick! welche Farben! welcher Reichthum! Aber auch welche Uebereinstimmung! Wie viel Reiz in der Mischung! Welch ein Gemälde! und das von welchem Meister! Mit wie viel Aufwand sind die Verzierungen an demselben so zu sagen verschwendet! Aus welcher Quelle sind alle die Schönheiten, die wir sehen, entsprungen? Was muß nicht er selbst, der Ursprung aller der Pracht und dieses ganzen reichen und mannigfaltigen Schmuckes seyn?

Wir wollen von dieser allgemeinen Ansicht unser Auge auf einige Blumen insbesondere richten. Ohne lange ängstlich auszuwählen, wollen wir nur die nächste beste pflücken, die sich unsrer Hand darbietet. Sie ist so eben aufgebrochen, ist noch ganz frisch, hat noch ihre unverwelkten Reize. Haben wohl Menschen so lebhaft und zugleich so sanfte Farben? Könnte die Kunst so feine und so einfach und zart verwebte Stoffe hervorbringen? Kömmt so einer Blume selbst der königliche Purpur eines Salomon gleich? — Welch ein grobes Haargewebe hat auch das feinste Menschenkleid in Vergleichung mit so einem einfachen Blümchen! Welche Härte, und welche Ungleichheit in seinen Farben! Aber wenn auch diese Blume in ihren einzelnen Theilen weniger reizend wäre, als sie es doch wirklich ist; kann man sich wohl ein herrlichers Verhältniß der Theile zum Ganzen, eine regelmäßigere Anordnung der Blätter und eine größere Genauigkeit in jeder Rücksicht denken?

Zieht man nun die Weisheit Gottes, oder, so zu sagen, seine Gefälligkeit gegen eine so schöne, vollkommene Blume in Betrachtung, so sollte man wahrlich meinen, sie müßte recht lange dauern. Aber sie, die am Morgen so reizend blühte, welkt oft schon am nächsten Abende wieder dahin. Den folgenden Tag wird sie von der Sonne vollends

versengt, und bald darauf abgemäht. Was sollten wir nun von der unermesslichen Menge aller der Natur-Schönheiten denken, da Gott schon so außerordentliche Reize über eine Blume ergoß, die nur einige Stunden dauert? Was wird seine grenzenlose Allmacht erst zur Verschönerung unserer unsterblichen Geister thun, da er die Wiesenblumen, bloß zur Speise der Thiere bestimmt, so prächtig erschuff? —

Aber wie verblendet sind wir eben darum, wenn wir Schönheit, Jugend, Rang, Ansehen, menschliche Ehre für bleibende Güter halten, und uns nicht erinnern, daß sie weiter nichts als die schnell verwelkende Blüthe einer Pflanze sind, die vielleicht morgen nicht mehr seyn wird! —

Abendlied eines arbeitsamen ehrlichen Mannes.

Vorben ist's Tagsgetlimmel,
 Ich trockne meinen Schweiß;
 Gott sieht vom Sternenhimmel,
 Und segnet Treu und Fleiß.

Er giebt den Müden Schlummer —
 Willkommen holde Nacht!

Kein Unrecht macht mir Kummer;
 Mich quälet kein Verdacht.

Hab froh den Tag durchlebet,
 Was ich gekonnt, gethan;
 Hab' herzlich mich bestrebet,
 Zu seyn ein Biedermann.

Und gabs auch trübe Stunden,
 Verdruß und Neckerey'n —
 Ist alles nun verschwunden,
 Wie Traumgesicht und Schein.

Ich bin mit Gott zufrieden
 Und seiner ganzen Welt,
 Und wandre gern hienieden,
 So lang' es ihm gefällt.

Ists gleich nur Erdenleben,
 Voll Arbeit, Kreuz und Noth;
 Es giebt auch Freud' darneben,
 Und immer findt man Brod.

Und Gott ist immer Vater —
 Für alles dank' ich Dir!
 Auch meine Schwachheit, Vater!
 Verzeihst du gerne mir.

Nun dann — in Gottes Namen
 Schließ ich mein Kämmerlein;
 Gott wachet ob mir — Amen!
 Ich schlafe ruhig ein.

P a l ä m o n.

Fern vom Geräusche des allgemeinen menschlichen Jahrmarkts wohnte Palämon still und unbekannt in seiner Hütte; liebte die Tugend, den Schöpfer, und seine Welt.

Früh erwachte er, den dämmernden Tag, die Morgenröthe und die zitternden Tropfen des Thaues auf den Blumen und Kräutern seines kleinen Gärtchens zu sehen, den Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Säuseln des Morgenwindes auf den Wipfeln der Bäume — alle die Harmonie, die Morgenhymne der Natur zu hören, und den Hauch des Ewigen in der gewürzten Morgenluft an sich zu ziehn, um seine Seele mit drängenden, überströmenden Empfindungen zur stillen, tiefen, innigen Anbethung Gottes vorzubereiten.

Und wenn Nacht die Welt deckte, so kam er aus seiner Hütte hervor, blickte dem kommenden Mond entgegen, und dachte den Vater der Menschen.

Aber nicht immer war seine Seele so heiter. Oft stieg eine dunkle Wolke auf, und entzog ihm alle die herrlichen Aussichten. Unzufriedenheit klopfte in seinen Busen, und

und die Welt, die ihn sonst so sehr entzückte, wurde für ihn ein Schauplatz des Leidens und Jammers. Der liebliche Blick der Sonne, das Düften der Blumen, das Säuseln der Winde, die ganze Herrlichkeit der Schöpfung fühlte seine Seele nicht mehr; nur die Verachtung des Stolzen, das Hohnlächeln des Thoren, das Glück des Betrügers, das Gelärm seiner Kinder, und das Feldgeschrey seiner Sorgen machten auf ihn Eindruck. Alles ward ihm dann zu enge.

Was für ein geplagter Erdensohn bist du, sagte er dann zu sich selbst. Arm! — nichts mehr, als was jeden Tag vier Hände verschaffen können, und — acht Kinder! Und du mußt deine Tage so verwimmern! Morgen wie heut, und so immerfort das ewige Gewirre und Drängen und Sorgen ohne Aussicht, ohne Erleichterung! — Und Lamon raubt, und betrügt, und kann gute Tage sehen, indem der Ehrliche darbet! — Wie gaukelt dieser Jüngling seine Tage so sorgenlos weg! Ach! so konntest du es einst auch!

Und dann brachte ihm sein Geist die fröhlichen Tage der Unschuld, der Jugend, die er verlebte, tausendmal schöner und reizender zurück; die Tage, wo er sorgenfrey über Berge und Hügel wegstrich, nie mehr Bedürfnisse hatte, als Gelegenheit, solche zu befriedigen, wo er weder quälenden Kummer,

noch drückende Armuth, noch die Wirkungen des Vorwurfs, des Spottes, und der Verachtung, noch die Verhältnisse der Menschen gegeneinander kannte.

Ach! sie sind dahin! seufzte er; die Tage, wo ich, wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern, so von einer Freude zur andern flatterte, — ach! sie sind dahin! — O! könnte ich hinüberschlummern in eine bessere Welt! — Oder wenn er neben dem glatten Teiche herwandelte: Ach! dürftest du dich da hinein stürzen, und so deine Leiden enden! Hätte der Allmächtige doch seine Blitze nicht gegen den Selbstmord gerichtet! — Wie glücklich! — Aber dein Weib! deine Kinder! — Nun Gott wird für sie sorgen. — Und für dich nicht auch? — Hier erröthete er vor sich selber über seinen Kleinmuth, seine Ungeduld; Thränen zitterten ihm im Auge: Verzeih, o ewige Liebe! verzeih mir! Ach! es ist nicht Murren; nein! nur Ungeduld — Sehnen nach Ruh — nach dir bester Vater! Du siehst den Wurm im Staube, und vergißt ihn nicht; und ich! ich bin ja auch dein Geschöpf; und du sollest mich vergessen haben? — Nein, Allvater! Du siehst mich da im Staube hinwandeln; unter meiner Bürde vor dir hinkriechen, und hörst mein Wimmern! Du hast mir es so bestimmt! Und ich wollte diese Bürde vor der Zeit eigenmächtig abschüt-

keln, und sie auf Weib und Kinder wälzen? Nein, muthig will ich fortfahren; du sorgst für mich! du wirst mich stärken und ruhen lassen zu rechter Zeit! Sonnenschein und Regenwetter kommen von dir, und ich bin dein Eigenthum. —

Einst saß Palämon an einem Fenerabend vor seiner Hütte, und seine Kleinen sprangen vor ihm im Grünen. Dieser Anblick ergöste ihn. — „Kannst du denn nicht auch deine Sprünge machen und ein Kind seyn, das Vergangene vergessen und das Gegenwärtige genießen! Haben die Kinder nicht auch Leiden? Da müssen sie sich immer gemästert sehen, jedermanns Affen seyn, und nach anderer Willen und Launen ihre Stückchen her machen, und wenn die Natur in ihnen manchmal einen Seitensprung macht, gleich die Nuthen fühlen. Ist das nicht auch Leiden? — Und doch löscht all das ein einziger froher Augenblick aus; und du hast deren so viele!“

Indem er so mit sich selbst redete, kam ein Blinder von einem Knaben geleitet, und bath um ein Allmosen. Die frohe heitere Miene des Alten, sein glänzend Silberhaar und Bart, und der sanfte herzliche Ton, in dem er bath, nahmen Palämon sonderbar ein. Er gab ihm ein Stück Brod. Der Alte theilte es sogleich mit seinem kleinen Führer, und setzte sich hin ins Gras: „So; nun haben wir, Gott sey gedankt, schon zu Nacht.“

Palámon. Das wäre wenig, wenn es fürs Nachessen gelten sollte.

Blinde. Ich bin herzlich wohl damit zufrieden. Wenns nur immer so wäre; gelt Junge! —

Palám. Ist gut, wenn man sich drein schicken kann.

Blinde. Das giebt sich von selbst. Freylich, wenn man mir einmal gesagt hätte, es wird dir noch so und so gehen, der Kummer hätte mich vor der Zeit ins Grab gebracht; aber so kam ich so nach und nach dahin, ich weiß selber nicht wie, und lebe noch.

Pal. So hattest du's schon einmal besser gehabt?

Blinde. Ja freylich! Ich hatte mein eigen Dach, hatte ein Grundstück, und da-
hen zu arbeiten und zu leben.

Pal. Wie kamst du denn darum?

Blinde. Ich bin jetzt achtzig Jahre alt. Wenn ich zurückdenke, ist's mir wie ein Traum; aber doch weiß ich ihn noch, weiß noch, daß ich ein lustiger Junge war, älter wurde, und ein Weib nahm. Wie wohl es mir da war, kann ich mir noch jetzt so ziemlich vorstellen. Wir hatten zu leben, und uns war wohl. Aber diese Glückseligkeit dauerte, eben wie alles in der Welt, nicht lange. Mein Weib, das mir so lieb war, wie meine Seele, starb, und hinterließ mir zwey Kinder.

Nun lernte ich Schmerz und Leiden kennen. Tausendmal wünschte ich: Könntest du ihr doch bald nachsterben! Die ganze Welt war mir verleidet, und ich sah um mich her nichts als Jammer und Elend, welches schwermüthige Gedanken mir noch mehr vergrößerten.

Das währte nun noch eine Zeitlang. Endlich wards wieder ruhiger; meine Duben wuchsen heran; ich glaubte mich wieder glücklich, hatte wieder heitere Aussichten.

Da können sie dir bald helfen, dacht' ich dann bey der Arbeit, und wenn du alt werden solltest, hast du doch Trost und Hilfe und ruhige Tage zu erwarten. Aber ein böses Fieber raffte sie mir beyde weg. Sorgen, Gram und Kummer raubten mir zuletzt mein Gesicht. Ich mußte mein Grundstück und meine Hütte verlehnen. Allein da gien'gs immer hinter sich; ich mußte Geld über Geld aufnehmen; zuletzt war's alle. Meine Gläubiger machten sich bezahlt, und ich mußte dem Almosen nachziehen. Zum Glück fand ich diesen Jungen da, der mich nun durch die Welt leitet, und für mich sorgt.

Pal. Guter Mann! du bist sehr unglücklich.

Bl. Ich will nicht mehr klagen. Hab' noch allemal zu Essen bekommen, wenn mich gehungert hat, und ein Dach gefunden, darunter zu schlafen.

Pal. Aber so alt in Frost und Kälte, Wind und Regen herumziehen?

Bl. Siebt allemal wieder Sonnentage darauf, und lang wird's nicht mehr währen. Geht so ein Tag um den andern hin, bis es heißt: Genug!

Palämon stunden die Thränen im Gesichte. Er nahm den Alten bey der Hand, führte ihn in seine Hütte, bewirthete ihn, und ließ ihn die Nacht durch unter seinem Dache ruhen.

Nein, ich will's nicht mehr wiederkäu- en, sagte Palämon zu sich selbst, nachdem der Blinde sein Nachtlager eingenommen, und er eine Weile nachdenkend die Stube auf- und niedergegangen — ich will das Bischen Uebel nicht mehr wiederkäu- en. Was ist's auch? — Einbildung! Grille! — Alles soll immer fein hübsch gerade fortgehen; keine Krümmungen, keine Hügel, Verhäge und Steine im Wege seyn; das ist nun all das Uebel! Dem Geizhals sollte es Gold in seine Kisten regnen; der Wollüstling alle seine Tage wegtändeln, und der Faule sie wegschnarchen können; der Himmel sollte immer jedem alles Vollauf zum bequemsten fortbau- ernden Genu- ße herbenschaffen; und weil's nun nicht so ist, so glaubt jeder, wie ich, sein vollgerit- telt Maas Leiden zu haben. O Grillen! Gril- len! daß ihr just da sitzen müßt, wo ihr am schwersten send! Werdet ihr denn von dem ewi- gen Herumschwadronieren nicht müde? Geht einmal schlafen, so bin ich wieder glücklich?

— Bin ichs nicht schon? Habe ich nicht noch gesunde Augen, alle die Schönheiten der Natur zu sehen? Habe ich nicht mein eigen Dach, darunter zu schlafen? Habe zu arbeiten, zu essen; braucht man mehr? — Das ist ja alles, warum des Gewirres, und des Lärms in der Welt so viel ist. Nur zufrieden mein Herz! du hast genug! Dir mangelt nichts als Zufriedenheit; o könnte man diese alle Markttage wie Salz und Schmalz, so viel man eben die Woche durch bedürftig hat, einkaufen! — Doch dann käme unser einer wieder zu kurz; es ist also am besten so. —

So lebte Palämon bald in der glücklichsten Laune, bald in der tiefsten Melancholie; und so rückte im Zirkel von Wonne und Leiden sein Alter heran, und seine Ruhe. Er mußte nicht mehr um Nahrung für seine Kinder ängsten; die waren nun groß, und ihre Hände thätig genug seinem Alter die möglichste Bequemlichkeit zu verschaffen. Auch stellten ihm ein paar Erbschaften zu, die, ob sie gleich nicht groß, doch hinlänglich genug waren, nebst der Arbeit seiner Kinder ihn in die glücklichste Lebensart zu versetzen. Tageslang konnte er in seinem Gärtchen pflanzen, die Natur betrachten, oder sich neben den Bach hin ins grüne Gras, unter den Schatten eines Baumes lagern und ausruhen.

Und wenn er dann zurückdachte an alle Krümmungen und Irrwege seiner Laufbahn,

an alle die Thorheiten und Gefahren seines Lebens, so erhoben sich seine Augen gen Himmel mit einem Seufzer: Gott hat alles wohl gemacht, und der Mensch hat immer eben so gut Ursache, ihm für die Leiden so, wie für die Freuden des Lebens kindlich zu danken.

Die seligste Belohnung des Fleißes.

„Wozu nützt es, lieber Vater, so fragte der zehnjährige Sohn des weisen Landmanns Dalämon; wozu nützt es, daß wir mehr Schaaf und Rinder auf der Weide haben, als wir zur Milch und zur Wolle bedürfen? oder daß wir mehr Getreid aussäen und einern, als wir zur Speise gebrauchen? oder daß wir aus unserm Teiche Fische fangen, davon wir gar keine essen? Warum, mein Vater, bringst du diesen Ueberfluß in die Stadt, und giebst ihn dort Menschen, die in hohen Häusern wohnen, und sich nicht einmal selbst ihre Nahrung suchen wollen? Zwar erhältst du von ihnen Geld dafür, aber du versperrest selbes immer sorgfältig, und gebrauchst es auch nie ganz wieder. Was soll dieß?“ —

Mein Kind, so antwortete ihm der weise Palämon, du hast meine Handlungen nur erst eine kurze Zeit beobachten können. Die Erfahrung wird dich noch schon lehren, welchen edlen Gebrauch man vom erworbenen Gelde machen könne.

Wenige Tage darauf kam der Knabe vom Felde zurück, und führte einen armen Greis an seiner Hand. Ach sieh! mein Vater! so schrie der fühlende Knabe weinend, sieh, welcher armer unglücklicher Mann! die Fluthen haben ihm sein Haus weggeschwemmt, und alles, was er hatte, mit fortgerissen, und nun hat der arme Greis heut den ganzen Tag noch nichts zu essen gehabt. Ich fand ihn an der Thüre unsers ebenfalls armen Nachbarn Amintas. „Ach! so seufzete dieser Niedliche, noch nie hab ichs bedauert, daß der Himmel mir nicht mehr gab, als was ich zu meiner täglichen Nahrung bedarf. Aber ach! hätte ich doch jetzt Reichthümer, um sie dir zu geben!“ — Kaum hatte ichs gehört, so dachte ich, dies sey wohl der edle Gebrauch des Geldes, von dem du neulich sagtest. Freudig führte ich nun den armen Greis zu dir her; o könnte ihn doch unser Geld glücklich machen!

Palämon freute sich über die Rede des Knaben, und küßte die Zähnen des Mitleids von seinen Wangen. Er nahm nun den Alten in sein Haus auf, und gab ihm

von seinem Gelde, was er nöthig hatte; zu dem Knaben aber sprach er: Sieh, mein Sohn, dieß ist der seligste Lohn des Fleißigen. Seine Arbeit verschafft ihm das reinste Glück, seiner Mitmenschen Armuth und Unglück erleichtern zu können.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du weder Ruh, noch Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen?
Und noch so munter seyn, und so geschwind,
Als wenig andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen.

Wenn ihr so stets in euren Löchern lauert,
 Als wäret ihr lebendig eingemauert,
 Und wenn ihr nur von eurem Fette zehrt;
 Da ist es wohl nicht fragenswerth,
 Warum sogar das Gehen euch beschwert.
 Denn bey der übertriebnen Ruh
 Nimme Langeweil und Trägheit zu;
 Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
 Wird täglich mehr darin geübt.

Gespräche zwischen Vater und Sohn über den Nutzen der Arbeitsamkeit.

Erstes Gespräch.

Herr Gärtner, ein Kaufmann in N.,
 pflegte immer zu sagen: Ich kann nichts we-
 niger als den Müßiggang dulden. Er war
 nicht nur selbst den ganzen Tag geschäftig,
 sondern er sah auch darauf, daß sein Gesin-
 de immer volle Arbeit hatte. Gegen Leute,
 die durch Unglück viel gelitten hatten, oder
 die wegen Alter, Krankheit, oder Gebrech-
 lichkeit nicht arbeiten konnten, war er sehr
 wohlthätig. Wenn aber Gesunde, zur Ar-
 beit tüchtige Leute vor seiner Thüre bettelten;
 so fragte er sie gemeiniglich: warum sie nicht
 arbeiteten? — Wenn sie sich damit entschul-

digten, sie könnten keine Arbeit bekommen; so both er ihnen welche in seiner Fabrike an. Schlugen sie diese aus; so durften sie sich vor seiner Thüre nicht wieder sehen lassen.

Seine Liebe zur Arbeitsamkeit gieng so weit, daß nicht einmal seine Kinder müßig gehen durften. Seine zwey Knaben ließ er nicht nur in allen dem unterrichten, was ein tüchtiger Kaufmann zu wissen nöthig hat; sondern sie mußten sich auch gefallen lassen, allerley Handarbeiten zu übernehmen.

Er hatte an seinem Hause ein Gärtchen, dieses mußten Anton und Leopold, so hießen die beyden Söhne, im Frühlinge und Sommer unter der Aufsicht eines Gärtners bearbeiten. Im Winter mußten sie außer ihren ordentlichen Lehrstunden mit Papparbeit, oder mit der Drechselbank sich etwas zu thun machen.

Seine drey Töchter hatten eben so wenig Ursache, aus Mangel an Arbeit sich über Langeweile zu beschweren. Sie mußten sich allen Arbeiten unterziehen, die nicht ganz wider den Wohlstand waren.

Damit sie hierüber nicht verdrüsslich würden, so pflegte er ihnen alles, was sie verfertigten, immer baar zu bezahlen, und auch wohl noch einige besondere Belohnungen denen zu ertheilen, die vorzüglich fleißig gewesen waren. Dievon mußten sie sich ihren Putz und Kleidung schaffen.

Dies gieng nun einige Zeit recht gut. Man hörte unter diesen Kindern fast gar nichts

von Zank und Ausschweifungen. Sie waren gesund, und es gieng selten ein Tag vorbei, da es nicht neue Freuden gab.

Bald brachten die Knaben ihren Schwestern Sträuße von den Blumen, welche sie gepflanzt hatten, und erhielten dagegen Manschetten, Geldbeutel, Stockbänder und andere dergleichen Dinge, die die guten Mädchen mit ihren geschickten Fingern gemacht hatten. Bald lieferten sie ein Gemüse in die Küche, und hatten alsdenn die Freude, daß ihr Herr Vater das Gericht über Tisch lobte, und sagte: Das haben wir unsern fleißigen jungen Gärtnern zu verdanken. Bisweilen konnten sie ihre lieben Aeltern mit einem Körbchen voll Obst beschenken, das auf den Bäumen gewachsen war, die sie gepflanzt hatten.

Jährlich wurden sieben große Feste in diesem Hause gefeyert; nämlich die Geburtstage der beyden Aeltern und ihrer fünf Kinder. Da hätte man nun die gemeinsame Fröhlichkeit, das Lachen, das Hüpfen, und das Scherzen sehen sollen. Alles bemühet sich um die Wette, dasjenige, dessen Geburtstag man feyerte, mit Geschenken zu überhäufen. Die Knaben brachten Büchsen, Kästchen und Toilette, die sie aus Pappe verfertigt und lackirt hatten, oder allerhand andere niedliche Säckelchen, die aus Bein oder braunem Holze auf der Drechselbank verfertigt wurden. Die Mädchen waren in ihren Erfindungen uner-

schöpflich. Jede brachte etwas neues, das sie heimlich genähet, gestrickt, oder geknöppelt hatte. Die Aeltern säumten auch nicht, das Ihrige zur Vermehrung der Freude beizutragen. Sie stellten insgemein ein kleines Gastmahl an, zu welchem eine kleine Zahl von guten Freunden mit ihren Kindern geladen wurde, und so ein Fest endigte sich immer mit einem Balle, der ein wahres Freudenfest war, indem dabey die Kinder durch Musik, und einen gemäßigten Tanz auf die angenehmste Art zerstreuet wurden; die Aeltern aber, wenn sie die Heiterkeit und Geschicklichkeit ihrer lieben Kinder bemerkten, vor Freude fast aussen sich waren.

Sollte man aber nun wohl glauben, daß die Kinder dieser vernünftigen Lebensart hätten überdrüssig werden sollen? Doch geschah es! Leopold besuchte einst die Kinder Gutmanns seines Vatters, und kam von da äußerst unwillig nach Hause. Sein Vater stellte sich, als bemerkte er gar nichts. Da aber der Junge auch den folgenden Tag wieder mit einem finsternen Gesichte zu Tische kam, so nahm sein Vater nach Tische Gelegenheit, mit ihm in den Garten zu gehen, und seine Baumschule zu beschauen, dabey sich folgendes Gespräch ereignete.

Vater. Ich bin um dich sehr bekümmert, mein lieber Leopold!

Leopold. Wie so Herr Vater?

Vat. Ich sehe du bist verdrüsslich.

Leop. Das kann ich nicht läugnen.

B. Also mußt du auch wohl Ursache haben, es zu sehn?

L. Freulich!

B. Was ist nun die eigentliche Ursache?

L. Sie schmähen doch nur, wenn ich sie Ihnen auch sage.

B. So? — Was meinst du; sehe ich dich lieber vergnügt, oder verdrüsslich!

L. Sie müssen uns freulich gerne vergnügt sehen, sonst machten Sie uns nicht so viele Freude.

B. Sey also aufrichtig und sage mir, worüber bist du verdrüsslich? Ich werde gewiß alles thun, um dich von deinem Verdrusse zu befreien.

L. Nun, wenn Sie es ja wissen wollen, so will ich es sagen. Wir werden von Ihnen wie Sklaven gehalten. Alles muß arbeiten! — Da sind des Herrn Gütmanns Kinder ungleich besser daran; die haben beständig Ruhe. Könnten wir es denn nicht eben so gut haben? —

B. Nun, wenn es weiter nichts ist, so will ich der Sache schon abhelfen. Morgen, lieber Leopold! wollen wir es miteinander überlegen. Es sey ferne von mir, daß ich dich zur Arbeit zwingen sollte, wenn ich sehe, daß sie dein künftig Glück nicht vortheilhaft befördern, ja wohl gar dein Vergnügen stören sollte. Morgen also hiebon mehr. Schlaf indeß wohl, und sey versichert, lieber Leopold, daß es kein Mensch in der Welt mit dir redlicher meint, als dein Vater.

Zweytes Gespräch
vom Nutzen der Arbeitsamkeit.

Weil Herr Gärtner den Fleiß so sehr liebte, so stand er auch früh auf, und duldete es nicht, daß jemand von seiner Familie lange im Bette blieb. Er machte auch, besonders wenn es eben ein heiterer Morgen war, öfters schon vor dem Aufgange der Sonne einen Spaziergang in das Feld. Da durfte ihn allemal das Kind begleiten, welches den Tag ehevor vorzüglich gut und fleißig war.

Den Tag nach der letztern Unterredung war der Morgen vorzüglich schön. Leopold bekam Erlaubniß, Gesellschaft zu leisten. Die Reise gieng auf einen nahe gelegenen Berg, von welchem sie die ganze Stadt und einen großen Theil der umliegenden Flur übersehen konnten.

Hier setzten sie sich. Der Anblick war unvergleichlich schön. Die Bäume stunden in voller Blüthe. Die Wiesen, welche noch vor wenigen Wochen ganz kahl waren, fiengen an zu grünen. Die Sonne gieng nun auf. Die Flur, welche erst ganz stille war, wurde auf einmal lebendig. Ein Chor von

Gemeinn. Sonntagsbl. 1796. II. Bändch. No. 12.

Nachtigallen, Finken, Lerchen und Grasmücken empfingen die aufgehende Sonne mit ihren frühlichen Liedern. Nun kamen von allen Seiten Heerden von Schaafen und Rindern herangezogen. Sie hüpfen und sprangen vor Freude über das schöne Gras, das sie auf allen Seiten erblickten. Nun fiengen auch die Ackerleute an, ihre Aecker zu bearbeiten. Einige sangen ihre Morgenlieder. Auf der Landstrasse sah man immer mehr Leute herankommen, die theils auf Wagen Getreide, Holz oder Fässer voll ausländischer Waaren nach der Stadt führten, theils auf ihren Rücken Butter, Käse, Eier, Milch, Geflügel und noch tausend andere Dinge dem Thore zutrugten. Leopold war vor Freuden auffer sich. Ein paar Thränen rollten über seine Wangen. Er schmiegte sich nun an seinen Vater und sprach:

„Ach, lieber Herr Vater! welch ein schöner Morgen!“

Vater. Ja wohl ein schöner Morgen!

Es glühn der Berge Spizen

Vom göldnen Sonnenstrahl;

Von Diamanten bliken

Die Pflänzchen überall;

Und Luft, und Wald, und Weide

Erböht von Dank und Freude.

Leop. Ich danke, ich danke, daß Sie mich diesen schönen Morgen haben sehen lassen.

Vat. Wenn ihn doch alle Leute sähen, und sich mit uns freueten, und mit uns den lieben guten allmächtigen Gott anbetheten, der uns diese Freude bescheret hat. Wenn doch des Herrn Gutmanns Kinder auch da wären.

Leop. O die! die schlafen wohl noch 4 Stunden.

Vat. Wäre es möglich? Schlafen sie denn alle Tage so lange?

L. Alle Tage. Ich kam bisweilen erst nach 9 Uhr zu ihnen, und sie liefen noch ungewaschen und ungekämt umher.

B. Da wirst du wohl oft gedacht haben: wer es doch auch so gut hätte!

L. Gewiß nicht! ich bekäme ja den schönen Morgen nicht zu sehen, wenn ich so lange schlafen wollte. Und da wollte ich doch sehen, wie Sie auf mich schmälern würden.

B. Und warum würde ich denn schmälern?

L. Da würden wir Kinder ja mit der Arbeit nicht fertig.

B. Siehst du nun, Leopold, wie nützlich die Arbeitsamkeit ist? sie lehret uns frühe aufstehen, und den schönen Morgen genießen.

L. Je nun! ich dünkte, man könnte auch früh aufstehen, ohne deswegen etwas zu arbeiten.

B. Womit wolltest du denn aber deine Zeit zubringen?

L. Mit Spazierengehen. Da wollte ich heute auf diesen Hügel steigen, morgen in

jenes Wäldchen schlendern, bald an jenem Fluße, bald auf der Landstrasse, bald durch die bunten Wiesen dort spazieren; sehen Sie nur, wie angenehm sich der Fluß durch selbe schlängelt!

B. Gut! Es giebt aber das Jahr hindurch so viele neblichte, schmutzige und kalte Tage. Wolltest du auch bey Nebel, Regen, Koth und Kälte spazieren gehen?

L. Da möchte mir freylich wohl die Lust dazu vergehen.

B. Was wolltest du nun aber bey so unangenehmer Witterung thun?

L. Das weiß ich selbst nicht.

B. Nun, Leopold! bedenke einmal, wenn du von 4 Uhr Morgens bis zur Tischzeit gar nicht wüßtest, was du thun solltest, wie würde dir zu Muthe seyn?

L. Die Zeit müßte mir ganz gewiß sehr lange werden.

B. Ist es also nicht besser, wenn du fleißig arbeitest?

L. Ja, wenn mir die Arbeit nur nicht so sauer würde.

B. Wird dir dann der Müßiggang nicht sauer?

L. Ich denke, wohl nicht.

B. Ich sehe aber doch, daß du verdrüsslich wirst, wenn du nichts zu thun hast; daß du dir die Augen reibst, gähnest, un-

muthig bald auf diesen, bald auf jenen Stuhl hinsinkst. Wie geht das zu?

L. Man muß ja wohl verdrüsslich werden, wenn man nicht weiß, was man thun soll.

B. Siehst du nun, daß du Unrecht hast? Gott hat den Menschen so gemacht, daß er immer etwas zu thun haben will. Wann er nun nicht weiß, was er thun soll; so wird er verdrüsslich. Ersparest du dir nicht allen diesen Verdruß durch die Arbeit?

L. Man braucht ja aber eben nicht zu arbeiten; ich könnte ja auch spielen.

B. Du weißt, daß ich dir das Spielen eben nicht verbothen habe. Laß sehen, ob dir die Arbeit oder das Spielen mehr Vergnügen mache! Du sollst von nun an nie wieder arbeiten; du sollst immer spielen, wenn du mir beweisest, daß dir das Spielen mehr Vergnügen, als die Arbeit mache. Ich möchte gar zu gerne, daß meine Kinder immer recht vergnügt seyn sollten.

L. Das zu beweisen sollte mir wohl nicht schwer seyn!

B. So beweis es denn!

L. Geben Sie doch nur Achtung auf mich, wenn ich spiele; da schäckere ich, da lache ich, da hüpfte ich vor Freude; dieß geht ja alles bey der Arbeit nicht an!

B. Ich habe aber doch schon oft gesehen, daß du auch bey der Arbeit mit deinem Bruder gescherzt und gelacht hast.

L. Doch nicht so, wie beyhm Spiele.

B. Gut! — Du spielest doch alle Tage ein paar Stunden; kannst du mir nun etwas aufweisen, was du dir durch das Spiel erworben hast?

L. Da weis ich freylich nichts.

B. Kannst du dagegen auch von deinen bisherigen Arbeiten nichts aufweisen?

L. O ja, gar viel! In unserm Garten stehen ja wohl drey Duzend Bäumchen, die ich selbst oculirt und gepfropfet habe; und meine Gartenbeete sind theils von Blumen, theils von Küchengewächsen voll.

B. Und in der Stube hast du ja auch schon manches verfertigt?

L. O ja! ich habe ein ganzes Kästchen voll Drechsler- und Papparbeit.

B. Das wirst du vermuthlich alles mit Verdruß ansehen? wirst denken: Ja, das bey ist leyder manches Schweißtröpfchen geflossen — dieß hat mich auch ein paar saure Stunden gekostet? — Nicht wahr?

L. Sie spassen, Herr Vater! — Und wenn es mir auch sauer geworden ist, und ich sehe in meinen Schrank, oder kann für meine Schwestern einen Strauß abschneiden, oder meiner lieben Mutter etwas in die Küche bringen — da bin ich wahrlich so vergnügt, daß ich alle Mühe vergesse, die ich dabey gehabt habe.

B. Wünschest du also wohl, daß du

in allen den Stunden, da du den Garten bearbeitet, oder dich mit der Drechselbank oder Papparbeit beschäftigt hast, möchtest gespielt haben?

L. Gott behüte! dann hätte ich ja alle die schönen Sachen nicht.

B. Das Spiel vergnügt dich also bloß, so lange es währet; die Arbeit macht dir aber noch Freude, wenn sie schon vorbei ist. Du kannst nach fünfzig Jahren noch Freude an den Bäumen haben, die du gepflanzet hast. Was macht dir nun wohl mehr Freude, das Spiel oder die Arbeit?

L. Ha! ich sehe, ich bin gefangen! die Arbeit macht mir ganz gewiß mehr Freude.

B. Also wirst du wohl fortarbeiten müssen? Denn wenn ich sagen wollte: Leopold, laß die Arbeit liegen! bring die Zeit mit Spielen zu! brächte ich dich so nicht um deine Freude?

L. Freulich!

B. Daß ich dir das Spielen nicht ganz verwehre, siehst du daraus, weil ich dir erlaube, sowohl Herrn Gutmanns, als auch andere gute Kinder zu dir zu bitten. Mußt du nicht selbst gestehen, daß ich euch sogar erlaube, daß ihr euch im Garten auf der weichen Rasenerde unschädlich und munter herumbalgen dürfet? —

L. Ach! Sie sind gewiß ein recht guter liebevoller Vater! Sie stehen ja insgemein

selbst dabey, und lachen, wenn einer den andern zu Boden bringt. Das ist aber auch eine Herzenslust!

B. Warum freuet dich aber dieß jugendliche Ringen, und Herumbalgen so sehr?

E. Weil ich insgemein obsteige.

B. Woher mag aber dieß wohl kommen?

E. Weil ich stärker bin. Sehen Sie nur einmal her (streift einen Aermel etwas zurück) was ich für Muskeln habe! Die Arme der kleinen Gutmanne sind ja wahrhaftig so dünne, daß ich mich immer fürchte sie zu zerbrechen, wenn ich sie angreife.

B. Vielleicht sind sie auch nicht so alt, wie du.

E. Nicht so alt? Ich bin erst zwölf Jahre alt. Gottlieb hat gleiches Alter mit mir, und Christoph ist vierzehn. Bedenken Sie nur; er gieng ja schon zwey Jahre ehnder in die Schule, als ich.

B. Vielleicht kriegst du besser zu essen?

E. Was nicht noch! — Ich will eben Ihre Kost nicht verachten, Herr Vater; aber Herrn Gutmanns Kinder haben's hierinn wahrlich an dem gemeinsten Tage eben so gut, als wir an den Hauptfesten. Da stehen ja die Schüsseln immer mit Gebäckenen und mancherley Leckerbissen beladen auf dem Tische.

B. Nun da weiß ich wirklich nicht, wie das zugieng, daß du so stark geworden bist.

— Sollte es etwa gar von der Arbeit kommen?

L. Das kann doch wohl nicht seyn; die Arbeit macht ja müde und entkräftet.

B. Aber, lieber Leopold, wer kann denn am geschwindesten laufen?

L. Ich denke, die Läufer.

B. Warum diese?

L. Weil sie sehr oft laufen.

B. Hast du nicht Leute gesehen, die vor allen anderen Menschen recht starke nervichte Arme haben?

L. O ja! Da ist Meister Peter der Schmidt in unsrer Gasse ein wahres Muster; dessen Arme sind wahrhaftig so dicke wie hier meine Schenkel.

B. Woher mag das wohl kommen?

L. Dieser Mann steht fast den ganzen Tag vor dem Ambosse, und arbeitet da mit einem Hammer, den ich mit beyden Händen kaum aufheben könnte.

B. Also muß doch wohl die Arbeit uns Menschen stark machen, weil die Glieder, welche dabey am öftesten gebraucht werden, vorzüglich zunehmen? — Wovon erhalten aber unsere Körperkräfte ihre Nahrung?

L. Vom Essen und Trinken ohne Zweifel.

B. Und wann schmeckt dir das Essen und Trinken am besten?

L. Wann ich einige Stunden gearbeitet habe.

B. Da mag es nun doch wohl wahr seyn, daß die Arbeit stark mache. Denn wenn sie deine Speisen schmackhafter macht; so kannst du deine gehörige Portion mit Lust genießen, und so deinen Kräften stets mehr Zuwachs verschaffen. Wolltest du dir lieber starke, oder schwache Arme verschaffen?

E. Um alle Welt keine schwachen Arme! da könnten ja alle Jungen über mich Herr werden.

B. Also darf ich dir auch aus dieser Ursache die Arbeit nicht entziehen, weil du sonst so kraftlos würdest, als Gutmanns Kinder es sind.

E. Aber, Herr Vater! Es haben mir schon viele Leute gesagt, Sie wären ein reicher Mann; wozu sollen wir denn arbeiten?

B. Du redest wie ein junges Märrchen! Kannst du mit allen dem Geld, das ich etwa habe, machen, daß du diese schöne Morgenzeit geniehest, wenn du bis um 9 Uhr schläfst? Kann dir eine Handvoll Dukaten so viele Freude machen, als ein Duzend fruchtbare Obstbäume, die du gepflanzet hast? Schmecket dir ein Teller voll Leckeren, die du mit Geld bezahlst, wohl so gut, als ein Salat, der auf deinem Beete wuchs? Und kann ich mit allen meinem Gelde dir starke Arme verschaffen?

E. Freylich nicht.

B. Wozu habe ich denn das Geld? das meine lieben Kinder glücklicher oder unglücklicher werden?

L. Ganz gewiß, daß wir glücklicher werden!

B. Wer ist nun wohl glücklicher; ein Mensch, der die prächtige Scene der aufgehenden Sonne sieht, oder der in seiner dumpfigen Kammer träumt?

L. O! fragen Sie doch nicht lange! Was sind alle Träume gegen diesen schönen Morgen?

B. Wer ist glücklicher; wer sagen kann: Heute habe ich das Spiel gespielt, den Braten gegessen, den Wein getrunken; oder der auch sagen kann: Diese Arbeit habe ich heute verrichtet?

L. Freylich ist der Letztere glücklicher.

B. Der ist auch wohl glücklicher, dem das Essen und Trinken gut schmeckt, und der starke Arme hat; als der sich ohne Appetit zu Tische setzt, und kraftlos ist?

L. Allerdings!

B. Wenn ich also meine Kinder beschweigen nicht wollte arbeiten lassen, weil ich reich bin; machte ich sie nicht mit meinem Reichtume unglücklich?

L. Ja, lieber Herr Vater! Ich sehe es nun ein; ich will führohin gerne arbeiten, und auch meine Geschwister zur Arbeitsamkeit ermuntern.

B. Aber reich möchtest du wohl auch einmal werden?

L. Freulich! Arbeit und Reichthum können doch wohl miteinander bestehen?

B. Sehr natürlich! — Ich denke daher immer darauf, wie ich für euch Kinder recht sicher ein Kapital werde anlegen können.

L. Welch ein gültiger liebevoller Vater Sie sind!

B. Ich weiß nur nicht, wie ich es anfangen soll, daß ihr Kinder nicht darum kommt.

L. O! Ihre Handlung ist sicher genug!

B. Da ist es am unsichersten. Bei einer Handlung muß man immer andern borgen. Wenn nun etliche Schuldner bankerot werden, wie sieht es da aus? Das verstehst du noch nicht, mein Leopold.

L. So leihen Sie das Geld auf Zinsen aus.

B. Da steht es eben so unsicher. Handwerksleute und Bauern verarmen eben so gut, als Kaufleute.

L. So kaufen sie ein Haus.

B. Die Häuser brennen oft ab.

L. Aber Aecker, Gärten und Wiesen?

B. Die brennen freulich nicht ab. Wenn aber ein heillosor Krieg ausbricht; so muß man von den Aeckern oft bennaher so viel entrichten, als sie eintragen. Du kennst unsern Nachbar Müller; der hat im letztern Kriege der häufigen Abgaben wegen einen Acker nach dem andern verkaufen müssen. Dadurch ist er arm geworden.

L. Nun da weiß ich wohl wahrlich nicht, wie Sie für uns Kinder ein sicheres dauerhaftes Kapital anlegen könnten.

B. Ich will es dir sagen. — Wenn ich dich und deine Geschwister zur Arbeit gewöhne.

L. Wie verstehen Sie das Herr Vater?

B. Wenn ihr arbeitsam seyd, so könnt ihr euch überall so viel erwerben, als ihr nöthig habt. Kein Mensch kann euch die Arbeitsamkeit rauben. Kein Mensch verlangt von der Arbeitsamkeit Abgaben. Ihr könnt von einem Lande ins andere ziehn; ihr könnt eure Arbeitsamkeit mitnehmen, und kein Mensch verlangt davon ein Abzuggeld.

L. Was ist das? Abzuggeld?

B. Das ist das Geld, das man von seinem Vermögen geben muß, wenn man in ein anders Land ziehen will. In manchen Ländern muß man vom Hundert zehn bis zwanzig Gulden zurücklassen.

L. Ha, nun verstehe ich Sie. Daß ich Lesen, Schreiben, Rechnen, Pfropfen, ein Gartenbeet zurecht machen, Drechseln, im Papppe arbeiten kann, kurz, was ich je gelernet habe, das kann mir Niemand nehmen, das von fodert man nirgends ein Abzuggeld.

B. Recht so. Ich will dir dieß mit einer Geschichte beweisen, die sich wirklich ereignet hat.

Ein reicher junger Edelmann wollte einmal ein Fräulein heurathen, das eben so

reich war, wie er. Der Vater des Fräuleins antwortete: Ich will Ihnen meine Tochter geben, aber haben Sie auch etwas gelernt, davon Sie Ihre künftige Gattin ernähren können? — Was das für eine Frage ist, sagte der junge Edelmann; ich habe ja, wie sie wissen, drey einträgliche Rittergüter. Possen! versetzte des Fräuleins Vater; die können abbrennen, können verwüstet werden. Kurz, wenn Sie meine Tochter haben wollen, so müssen Sie eine Profession lernen. — Was war zu thun? Der junge Edelmann hatte das Fräulein lieb; er gieng also hin, und wurde ein Korbmacher, weil diese Profession am leichtesten zu erlernen war. Und nun bekam er das Fräulein, indem er in ihres Vaters Gegenwart ein niedliches Körbchen verfertigt hatte. Er lachte und spottete über die Grillen des alten Edelmanns die erstern Jahre seines Ehestandes. Aber in der Folge vergieng ihm das Lachen.

Es wurde Krieg, die Feinde fielen ins Land, verwüsteten seine Felder, quartierten sich in seine Schlösser ein, und zwangen ihn mit seiner Familie zu flüchten. Nun war er ein Edelmann ohne Geld und ohne Güter. Dürftigkeit und Hunger drückten ihn. Da fieng er nun an sein Handwerk zu treiben, und für baar Geld Körbe zu machen. Er konnte dieß um so leichter thun, da er sich

nun in einer Gegend befand, wo sein vornehmer Stand jedermann unbekannt war. Seine liebe Gattinn gieng ihm bey seiner Arbeit an die Hand, und seine Kinder trugen die Körbe, die er geflochten hatte, sell. Auf diese Art nährte er sich und seine Familie redlich, bis der Himmel wieder ruhigere Zeiten schickte, da er seine Güter wieder in Besitz nehmen konnte. —

Nach der Zeit gieng es des Herrn Gärtners Kindern fast eben so. Ihr guter Vater ward durch einen unglücklichen Bankerot plötzlich zu Grund gerichtet. Es blieb ihm kaum so viel übrig, daß er wieder eine kleine Handlung anfangen konnte. Seine Kinder kamen aber dabey fast gar nicht zu Schaden; denn seine Töchter wurden von den reichsten und vernünftigsten Männern gesucht, weil diese gewiß wußten, daß sie an denselben recht arbeitsame, wirthschaftliche Gattinnen erhalten würden. Und die Söhne brachten es durch ihren unermüdeten Fleiß in kurzer Zeit so weit, daß sie die größten Handlungen in den berühmtesten Handelsstädten erhielten. — So viel nützt es, wenn die Kinder sich schon in der Jugend die Arbeitsamkeit angewöhnen.

Zwey Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
 Bis in die späte Nacht bemüht,
 Sich auf den Winter zu versorgen;
 Weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten
 sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel auf Fleiß
 und Sparsamkeit:

Er war noch jung und ließ die edle Zeit
 leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib ver-
 gehen.

Denn weil jetzt noch das ganze Land
 Bedeckt mit reichen Saaten stand,
 Hielt ers für albern, sich mit Vorrath zu
 versehen.

Er glaubt, es würden allemal
 Die vollen Aehren ohne Zahl,
 Wie jetzt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Erndte kam,
 Und seinen Irrthum ihm benahm,
 Da sah er, doch zu spät, sein künft'g Elend
 ein,

Und ließ sich seine Thorheit reun.

Denn auch er könnte reich, so wie sein Nach-
 bar seyn;

Statt daß er, weil er jetzt nichts mehr zu
 finden wußte,

Erst betteln, dann verhungern mußte.

Ardat und Rizza.



Im glücklichen Arabien herrschte vor Jahrhunderten ein weiser Fürst: Alman hieß er. Er wachte und arbeitete für seine Unterthanen und seine Unterthanen opferten ihm Liebe und Leben. Seine größte Belohnung, wofür der Himmel seine feurigsten Dankgeberthe erhielt, waren seine Zwillingssöhne, Ardat und Rizza. Sie wuchsen auf, wie Linden eines Bogenganges, wurden Jünglinge, und waren sich so gleich an Kenntnissen und Tugenden, wie sie sich an Schönheit und Alter glieden. Alman nahte sich dem Grabe, und es war die Frage, ob Ardat oder Rizza den Thron erben sollte. Beide waren des Glücks, Väter eines so würdigen Volks zu seyn, gleich würdig; und doch durfte nur ein Einziger herrschen. „Geht, sagte ihr alter Vater, geht, reiset und sucht die Wahrheit bey allen Weisen in der Fremde. Wer am weisesten zurückkömmt, sey, was er zu seyn verdient, mein Nachfolger!“ Ardat und Rizza reiseten ab.

Rizza kam in die Thäler des Gebürges, wo ein berühmter Eremit seine Höhle hatte.

Sachmud, der weise Sachmud, wohnte schon dreißig Jahre in der strengsten Einsamkeit, weil vielleicht kein Mensch seines Beyspiels und Umganges würdig war. Wer pries sich glücklicher als Rizza, da er einen so erhabenen Lehrer gefunden hatte? Er ließ sich zu Sachmud führen; und der Weise war gütig genug, ihn zu seinem Schüler anzunehmen. Rizza lehrte von ihm die Menschen kennen, ohne mit Menschen umzugehen, lernte von ihm den Gang der Sterne, den Bau der Erde und ihre Produkte, die Geschichte und Verfassung des menschlichen Geschlechtes, kurz, alles was damals von Wissenschaft und Weisheit zu lernen war. „Wer weise werden will (dies war Sachmuds vorzügliche Lehre) muß die Menschen fliehen, weil ihre Thorheiten und Fehler wie Kletten ankleben; weil unter den Zerstreuungen der Gesellschaft die Seele sich nicht genug sammeln und vervollkommen kann; weil nur die strenge Einsamkeit die unglücklichen Leidenschaften unterdrückt.

Was geschah? Rizza erlernte zwar keine Fehler des Umgangs: aber er lernte auch nicht sich des Glücks anderer zu freuen. Seine Weisheit war Schwermuth, tiefgedachte Wissenschaft und Gleichgültigkeit gegen alle Menschen. Er hatte sich in der Einöde gewöhnen müssen, sich selbst genug zu seyn. Ardat hingegen war kaum über die Grenze,

so legte er den Prinzentitel ab. Er reisete weit, wagte sich in alle Stände, und lernte bey den Unbequemlichkeiten eines jeden stets froh seyn. „Weise Fröhlichkeit befördert jede Tugend (so dachte Ardat.) Wer in seinem Leben die meisten Menschen gut und glücklich gemacht hat, ist am tugendhaftesten gewesen, und zu diesem Ziele führt nur die weise Fröhlichkeit, die alle Leiden erträglich, uns selber thätig, und die Menschen zu unsern Freunden macht. Um Menschen glücklich zu machen, muß man sie kennen, und um sie kennen zu lernen, muß man unter ihnen und mit ihnen leben.“

Ardat sah viele Orte von Meffa bis Alexandria, und verließ keinen, ohne sich den Dank der Unglücklichen verdient zu haben.

Nach fünf Jahren rief das Sterbebettedes Vaters beyde Söhne zurück, den tiefdenkenden schmerzlühigen Rizza, und den frohen thätigen Ardat. Alman segnete beyde, und sein bester Segen fiel auf des letztern Haupt. „Ardat sey Fürst, sagte der sterbende Vater; er wird sich an dem Wohl seines Volkes weiden, und keine Ruhe schmecken, bevor er nicht gearbeitet hat. Weisheit ohne That, und Kenntnisse ohne Anwendung sind wie das Schwerdt in der Scheide, und wie ein Schatz, den man unter Todte vergraben hat. Ardat sey Fürst, und Rizza sein erster Rathgeber und Freund.“

Der Vater starb, und unter dem Scepter des thätigen Sohnes verdiente das glückliche Arabien seinen Namen immer mehr.

Die ungleichen Schwestern.

Lisettchen war ungemein schön und gut gewachsen. Wer sie sah, bewunderte sie. Dieß hätte sie ermuntern sollen, recht dankbar gegen Gott, und recht gut gegen ihre Mitmenschen zu seyn. Allein unglücklicher Weise wurde sie eitel und stolz, und verachtete alles gegen sich. Statt gute und nützliche Dinge zu lernen, dachte sie nur immer an ihren Putz, und vernachlässigte über der Schönheit des Körpers die Ausbildung ihrer Seele.

Zulchen ihre Schwester war nicht so schön gebildet; aber aus allen ihren Mienen leuchtete Sanftmuth, Fröhlichkeit, Güte und Menschenliebe hervor. In allen ihren Bewegungen war sie hurtig und gefällig. Auch dem geringsten begegnete sie höflich und bescheiden. In ihrem Anzuge war sie natürlich, bedacht, sowohl die Anmuth als Gesundheit ihres Körpers zu erhöhen. Sie nähte fertig, spann fleißig, und sticte schön. Ueberall, wo sie war oder hintrat, herrschte Ord-

nung, Reinlichkeit, fröhliche Arbeit und Leben. Wenn ihre Schwester noch kaum halb angekleidet war, so hatte sie schon häusliche Geschäfte besorgt.

Welche von beyden wollen meine kleinen Leserinnen nachahmen?

Die ungleichen Brüder.

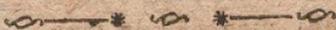
Martin war fleißig und arbeitsam: er mußte immer was zu thun haben, und mit was Nützlichen beschäftigt seyn. Er griff alles frisch an, und ließ nicht nach, bis es ganz und recht geschehen war. Er war dabey munter und fröhlich, und wenn er nach geschehener Arbeit ausruhte, so konnte er von Herzen lustig und aufgeräumt seyn. Auch war er bey allen Menschen beliebt.

Lorenz sein Bruder war ein fauler Bärenhäuter. Weil er an der Arbeit keine Freude hatte; so that er bald dieß, bald was anders, und alles nur halb, nichts mit anhaltendem Fleiße. Oft war er ganze Stunden lang müßig. Wie er bey der Arbeit war, so war er auch bey den Ergötzlichkeiten, ja sogar bey dem Essen, träg und faul. Er gieng herum, wie der Schatten an der Wand.

Dieser Kinder Aeltern starben, und hinterließen ihnen ein schönes Erbtheil. Martin vermehrte durch Fleiß und Arbeitsamkeit von Jahr zu Jahr sein Vermögen. Lorenz, der faule Lorenz wurde von Tag zu Tag ärmer, bis endlich sein Geld ganz ausgieng. Nun fieng erst sein Elend recht an. Weil er an keine Arbeit gewohnt war, konnte er sich auch nichts verdienen. Er lag nun seinem Bruder auf dem Halse. Dieser half ihm zwar bisweilen, aber ganz sparsam; und er gab es ihm oft zu verstehen, daß er sich selbst Noth und Elend zugezogen hätte.

Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brod:
Müßiggang nur Schand, und Noth.

H o l i e n .



In China (hier zu Lande nicht)
Lag bey der Lampe düsterm Licht
Ein Jüngling (Zu der Menschheit Ehre
Schrieb jemand auf, daß Holien
Sein Name war,) auf einer Matte,
Und sah, vom Räuber ungesehn,
Der sein Gemach erstiegen hatte,
Wie er, was in den Griff ihm fiel,
Kaps! in den weiten Schnappsack steckte.

Er regt' sich nicht auf seinem Pfühl,
 Blinzl mit den Augen nur. Nun streckte
 Der Räuber die verruchte Hand
 Nach einem Topf von Siegelerde,
 Der leer in einem Winkel stand.
 Laß, rief mit stehender Gebärde
 Jetzt Solien, laß, lieber Mann,
 Mir diesen Topf, damit ich Morgen
 Für meine Mutter kochen kann!

Der Räuber hebt. „Du darfst nicht
 sorgen,

Solch einen Sohn bestehl' ich nicht!“
 Lallt' er, legt all die Beute nieder,
 Und wischt sich Thränen vom Gesicht.
 Seit diesem Tag' stahl er nicht wieder.

Die edelmüthige Tochter.

In China war ein altes Gesetz, welches
 die Obrigkeiten, wenn sie sich einen Betrug
 zu Schuld kommen ließen, dazu verdamme-
 te, daß ihnen beyde Hände abgehauen wer-
 den sollten. Ein Mandarin wurde dieser
 Strafe schuldig befunden, und eben sollte sie
 an ihm vollzogen werden; als seine Tochter,
 mit allen Reizen der Jugend und Unschuld
 geschmückt, ihn auf folgende Weise zu be-
 freyen heraneilte. Sie hielt eine kurze aber
 nachdrückliche Rede:

Großer Kaiser! sagte sie, als sie sich dem Monarchen näherte, wahr ist's leider, mein Vater hat das Schicksal, das er jetzt erwartet, allerdings verdient; seine Hände müssen abgehauen werden. Hier sind sie. (Bei diesen Worten streckte sie ihre eigenen benden Arme hin) Ja, großer Kaiser, fuhr sie fort, diese Hände, die Sie hier sehen, gehören meinem unglücklichen Vater zu; sie sind zum Unterhalte seiner Familie unnütz. Nehmen Sie selbe nach der Strenge der Gesetze hin, ich bitte Sie, und schonen Sie derjenigen Hände, welche meinem alten Großvater, meinen Brüdern und mir bisher den Unterhalt verschaffen.

Der Kaiser konnte bei einem so rührenden Auftritte sich kaum der Thränen enthalten. Der Vater wurde begnadigt, und die verehrungswürdige Tochter vermehrte den Glanz ihrer Schönheit noch durch die Lobsprüche, die alle Gegenwärtigen und der ganze Hof ihrer Tugend machten.

Aeußerung eines kleinen Mädchens
an ihren Vater bey Ueberretzung
einer jungen Rose.

Nimm, Vater, dieses Röschen hin!
Ich pflückt' es nur für dich;

Dieß Aöschchen ist jetzt, was ich bin,
Aufblühend, jugendlich.

Es hauchet seinen süßen Duft,
O Vater, nur für dich;
Für dich durchwölhet es die Luft,
Und öfnet sich für dich!

Auch ich, ich blühe nur für dich,
Gott schuff mich, dein zu seyn.
Mit sanften Tugenden will ich
Dein Alter einst erfreun.

Das gute Kind bey'm Anblick eines
jungen Fruchtbaumchens.

Das liebe kleine Bäumchen hier,
Das einst gepflanzt ward mit mir,
Trägt, obgleich jung und klein und zart,
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt mit Dank des Gärtners Hand
Den Fleiß, den er darauf verwandt.
Wie solls den guten Mann erst freun,
Wird es dereinst erwachsen seyn?

O! möchte auch ich dem Bäumchen gleich
Nicht bloß an leerer Hoffnung reich

Zu lang nur unnütz blühen, nein
 Bald auch an Tugend fruchtbar seyn.

Der fromme Vater beym Aufgange der Sonne.

Ein Vater gieng auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa 9 Jahre alt war, gieng auch mit ihm. Es war der schönste Frühlingmorgen. Das Kind sah, und lief voll Freuden hin und her.

Es gieng eben die Sonne auf. Da nahm der Vater seinen Hut ab, sah gen Himmel, und sagte etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses, und fragte den Vater, warum er den Hut herabnehme, und was er in der Stille gesagt habe. „Mein Kind! antwortete der Vater, ich denke jetzt an Gott, da ich die schöne, liebe Sonne aufgehen sehe: ich bethete in der Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh, Kind! Gott hat die Sonne, und alles, was du hier siehst, erschaffen. „Und alles, sagte das Kind, so schön gemacht.“ „Liebst du, fuhr der Vater fort, liebst du, mein Kind, diesen guten Gott? O ja! sagte das Kind;

und vor Freuden giengen ihm die Augen über.

O Gott! wie groß, wie gut bist du!

Wie schön ist deine Welt!

Hilf, daß ich dir zu Lieb' auch thu,
Was dir, mein Gott, gefällt.

Sonnenuntergang.

* * * * *

Theodor, der dreizehnjährige Sohn guter und verständiger Aeltern, fieng schon frühe an, sich über Gottes schöne Welt zu erfreuen; weil man ihn auch frühe durch Unterricht und Beyspiel dazu angehalten hatte.

Einst suchte man ihn vergeblich im ganzen Hause. Wo ist Theodor? fragte eins das andere. Aber niemand wußte, wo er war. Nur so viel sagten die andern Kinder, daß er sie bey ihrem Spiele verlassen, und sich in der Stille fortbegeben hätte.

Theodor stand indeß auf dem nächsten Hügel, und sah die Sonne untergehen. Der herrliche Glanz des Himmels, und die festliche Pracht des schönen Abends erweckten ihn zu frohen und frommen Empfindungen. Als er endlich nach Sonnenuntergang zurückgekehrt war, entschuldigte er mit freundlichen Mie-

nen seine Abwesenheit, und setzte hinzu:
 „Ich wußte noch etwas bessers zu thun,
 als zu spielen, und unmöglich konnte ich mich
 von diesem so prachtvollen Schauspiel sogleich
 wieder losreißen.“ —

Wie erstaunte am folgenden Morgen
 Theodors aufmerksamer Vater, als er in des-
 sen kleinem Tagbuche folgende Worte geschrie-
 ben fand: „Wie schön ist die Sonne bey ih-
 rem Untergange! Wie freudig erfüllt sie ihre
 hohe Pflicht, eine Welt zu erleuchten! O
 Schöpfer der Sonne! verschönere auch mein
 Herz und meine Seele. Laß mich weise, und
 verständig werden, damit ich meine geringen
 Pflichten so erfülle, wie es dir wohlgefällig
 ist. Dann kann ich froh zu deiner Sonne hin-
 aufsehen, und dir für ihre wohlthätige Schön-
 heit kindlich danken. O! verschönere mein
 Herz und meine Seele, Gott! der du alles
 so herrlich am Himmel und auf der Erde ge-
 macht hast.“

„Anbethung und Dank dir, du lieber
 guter Gott, der du mich mit einem so bra-
 ven tugendhaften Sohne gesegnet hast,“ rief
 nun Theodors Vater, und wischte sich Thrä-
 nen der Freude aus den Augen.

Ueber die Allmacht Gottes bey
Anblicke des prächtigen
Sternhimmels.

Im Anfange einer hellen Sommernacht saß einstmals Vater und Sohn vor der Thüre ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtenden Sterne rührte den guten Sohn. Ach lieber Vater, sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön!

Vater. Und doch bist du bereits zwölf Jahre alt, und hast also schon manche helle Nacht erlebt.

Sohn. Ja wohl; aber ich habe nur nicht Achtung darauf gegeben.

V. Das war es, mein Sohn; und David hatte also wohl recht, wenn er sagte: Groß sind zwar die Werke Gottes, aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet.

S. Ich will aber nun auf alles recht achten, was Gott gemacht hat, damit ich ihn recht kennen und lieben lerne. — Aber, lieber Vater, Ihr wißt ja so viel Gutes; erzählt mir doch etwas vom Himmel und von der Erde, und was eigentlich die Sterne seyn mögen.

V. Das alles zusammen wird die Welt genannt. Wer also dieses Wort, Welt, gebraucht, meynet damit alles Sichtbare, was der Schöpfer gemacht hat.

S. Kennen wir denn alles, was Gottes Allmacht geschaffen hat, lieber Vater?

V. Nein, wir kennen nicht alles. Manches ist sichtbar; manches unsichtbar. Doch davon ein andermal. Jetzt wollen wir nur von den Sternen reden, die du eben schimmern siehst. — Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; andere haben kein eigenes Licht, und werden nur von solchen Sonnen erleuchtet, wie unsere Sonne ist, und diese heißen Planeten oder Irrsterne. Jene Sterne nun, die zu so einer Sonne gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie die Glieder eines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch solche Sterne, die man Planeten nennt; davon ist der Mond der bekannteste, und weil er uns am nächsten ist, erleuchtet er unsere Erde zu gewissen Zeiten.

S. Wie groß ist wohl so ein Stern?

V. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen; sie sind viel größer als unsere Erde. Unsere Erde ist auch so ein Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde eben so gesehen, wie wir den Mond sehen.

S. Was sagt Ihr, lieber Vater, sind denn im Monde auch Geschöpfe?

B. Verständige Leute vermuthen es aus vielen Gründen, weil es durch verstärkte Sehrohre erwiesen ist, daß der Mond viele Aehnlichkeit mit unserer Erde, und ebenfalls Berge, Thäler und Meere hat.

S. Wie groß ist denn also unsere Erde?

B. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritte eine deutsche Meile Wegs zu gehen?

S. O ja, lieber Vater! Zwey Stunden geht man, wenn man sagt, man sey eine Meile Wegs gegangen.

B. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünf tausend und vierhundert solcher Meilen in gerader Linie im Umkreise hat.

S. Das ist ja sehr groß, und dagegen sind vermuthlich die Sterne sehr klein?

B. Du irrest, mein lieber Sohn, wenn du dieß glaubst; es sind sehr wenige von den Sternen, die du siehst, welche nicht viele Millionenmal größer wären, als unsere Erde. Nur weil sie erstaunlich weit von uns entfernt sind, scheinen sie uns kleiner, als sie wirklich sind; aber deswegen, weil uns etwas Entferntes klein scheint, dürfen wir es nicht für so klein halten, als es das Ansehen hat. Die Erfahrung überzeugt uns vom Gegentheile. Loben wir also Gott,

mein Sohn! Das wundervolle Gebäude der Welt lehret uns augenscheinlich, wie groß und gut er ist. *)

Ein Lied für arme Mädchen.

Ich bin ein armes Mädchen;
Nur sparsam täglich Brod
Verdien' ich mir am Mädchen;
Doch klag' ich nicht um Noth.

Schweigt stille bange Sorgen!
Was soll das Jammern, was?
Heut hab' ich g'nug, und morgen
Giebts wohl auch wieder was.

Ob uns im blauen Himmel
Wohnt aller Vater, Gott:
Er höret das Gemimmel
Und kennt des Armen Noth.

Er sieht aufs Würmchen nieder,
Das zwischen Halmen klimmt:
Nur flink und rasch ihr Glieder;
Mir ist es so bestimmt.

Die Reichen quält auch Kummer,
Hat jedes seinen Theil:
Auf Arbeit, folget Schlummer;
Währt alls nur eine Weil'.

Ende des zweyten Bändchens.

*) Man beliebe das Lied: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht u. s. w. aus dem ersten Sonntagsblatte 1795. S. 1. hier nachzulesen.

